

Erzähle mir von deinem Gott!

Editorial

Meditation

Perspektiven und Konzepte

4_ MATTHIAS HEMBROCK

Erzähle mir von deinem Gott!

6_ KLAUS HEMMERLE

Liebe ist Übersetzung

8_ PHILIPPE VAN DEN HEEDE

Von Jesus erzählen, der Gott bekannt machte
– Über die Offenbarungstheologie im Johan-
nesevangelium

17_ MARIUS GRATH

„Erzähl mir deine Geschichte von Gott!“
Ansätze einer narrativen Theologie

26_ ANDREE BURKE

Der Gourmet – oder: die heutige Wirklichkeit
im Glauben „an Sein Wort im anderen“

34_ JAKOB PAULA

Die Stille spricht vom Unaussprechlichen

41_ TONJA DEISTER

SENSUS FIDEI
Entscheidungen in Gruppen: geistlich und
gemeinschaftlich

45_ BERND ARETZ

Nur wer hört, kann von Gott sprechen

51_ MEINOLF WACKER

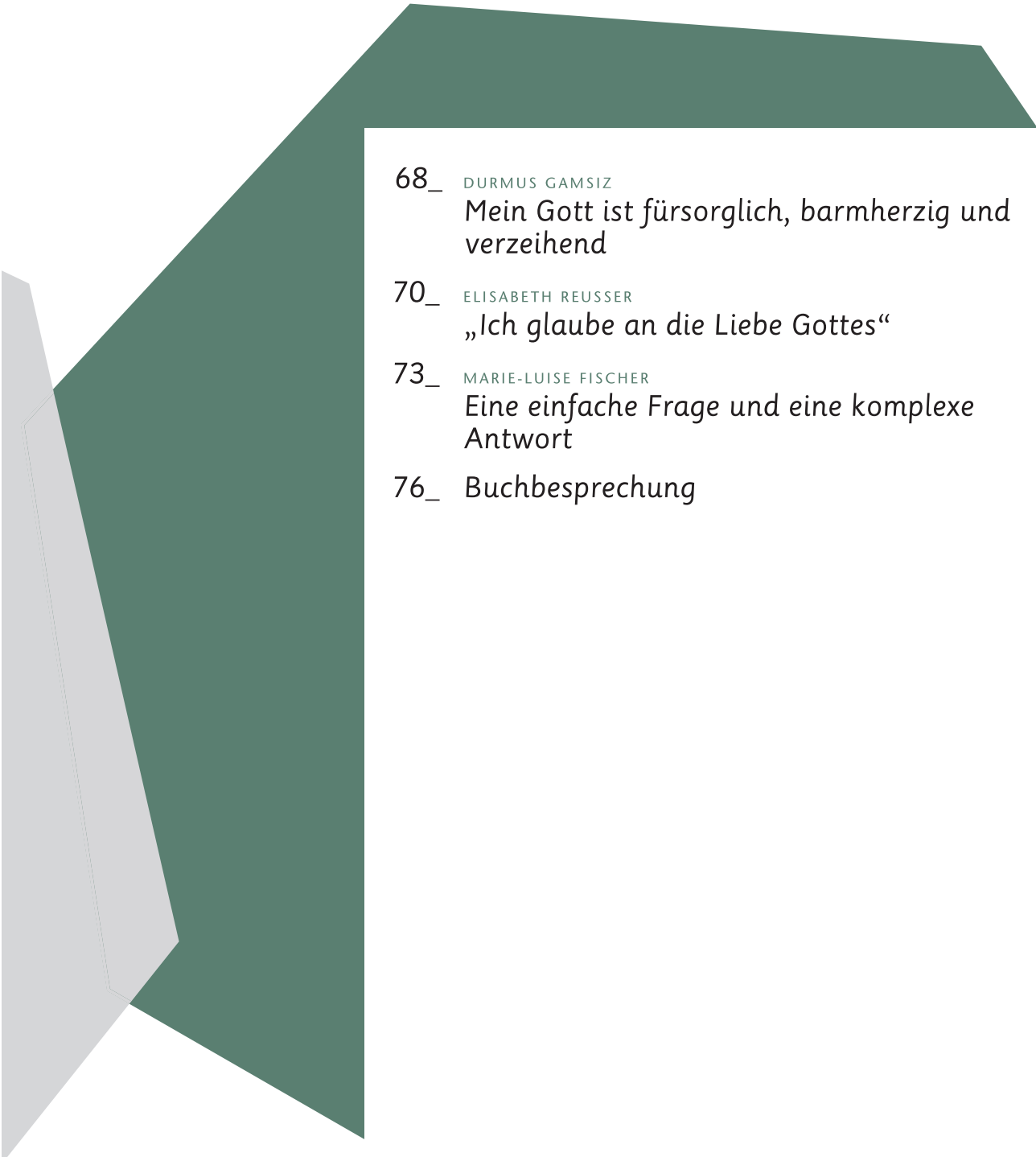
„Mit Jesus im Boot“

58_ RALF FIGGENER

OnMyWay – Jugendliche leben aus dem
Evangelium

65_ ULRIKE ZACHHUBER

Höre, Tochter, sieh her und neige dein Ohr“

- 
- 68_ DURMUS GAMSIZ
Mein Gott ist fürsorglich, barmherzig und
verzeihend
- 70_ ELISABETH REUSSER
„Ich glaube an die Liebe Gottes“
- 73_ MARIE-LUISE FISCHER
Eine einfache Frage und eine komplexe
Antwort
- 76_ Buchbesprechung

Erzähle mir von deinem Gott!

Erzählen ist eine entspannte Art des Sprechens. Keine Vorlesung, keine Predigt und kein Grußwort, sondern einfach etwas erzählen. Etwas Lustiges erzählen, etwas Erlebtes oder Gehörtes, das kann jede und jeder. Die Frage ist eher, ob jemand zuhört.

Aber von Gott zu erzählen, das ist schwer. Wie kann man von jemandem erzählen, den man nicht sieht und kennt? Da helfen philosophische Erwägungen, Metaphern oder bestimmte Lebenserfahrungen.

So gehen die Autorinnen und Autoren dieses *PRISMA*-Heftes auf unterschiedliche Art das Thema an. Möge das Heft ein Beitrag sein zu einer Kirche als „Erzählgemeinschaft von Gott“ (Klaus Hemmerle, Fastenhirtenbrief 1994), denn bei allen Kirchensorgen kommt es darauf an, die Botschaft Jesu nicht nur zu verwalten, sondern sie zu bezeugen.

Dies ist das erste Heft, nach dem Wechsel des Herausgebers. Pfarrer Dr. Stefan Ulz aus Graz hat nach drei Jahren diese Aufgabe schweren Herzen wieder abgeben müssen, weil er stark in der Pastoral gefordert ist. Danke, Stefan Ulz, für die theologische Expertise, den geistlichen Tiefgang und das beharrliche Bemühen,

_MATTHIAS HEMBROCK

die Lehre von der Dreifaltigkeit in das Leben der Kirche hineinzuspielen.

Kurz zu meiner Person: Ich bin 60 Jahre alt, Priester des Bistums Münster und seit 2015 als leitender Pfarrer in Bocholt tätig. Seit Studienzeiten gehöre ich zur Fokolar-Bewegung, wo ich die Gemeinschaft der Priester leite.

Als nicht promovierter Theologe habe ich Respekt vor dieser neuen Aufgabe. Da hilft mir das Thema dieses Heftes. Es ermutigt mich, von pastoralen Erfahrungen und Situationen zu erzählen. So hatte ich zu Beginn meiner Priestertätigkeit die Sorge, ob mir wohl über Jahre hinweg gute Worte einfallen, sei es für die Predigt oder für Gespräche. Würde nicht irgendwann der geistliche Wortschatz aufgebraucht sein? Kann man ein Leben lang von Gott erzählen?

Nun erlebe ich häufig in seelsorglichen Gesprächen, dass ich viel mehr schweige als rede. Aktives Zuhören führt in vielen Situationen dazu, dass Leute von ihrem Glauben erzählen. Dann fällt mir manchmal ein Wort dazu ein, sei es aus der Schrift oder aus der Lebenserfahrung. Zwar erscheinen mir die Worte immer ungenügend, aber es gibt vielfach dankbare Rückmeldungen, aus denen erkennbar

wird, dass die Menschen vom Geheimnis berührt sind und daraus Kraft schöpfen.

Von Gott erzählen ist also durchaus keine Einbahnstraße, sondern es geschieht in gegenseitigem Austausch der Gedanken, Erlebnisse und Gefühle. Das Wort Gottes hat sich längst in unser Leben eingespielt. An uns ist es, dafür offen zu sein und ihm Gehör zu schenken.

Auch in der Predigtvorbereitung ist das Wichtigste nicht die Formulierung einer geschliffenen Rede, sondern das vorgängige Hören auf Gottes Wort. Bei der Lektüre der sonntäglichen Bibeltexte frage ich mich immer: Was will Gott mir jetzt sagen? Wenn ich dem auf die Spur komme, kann die Predigt von Gott so erzählen, dass es lebensnah ist.

Zuletzt muss ich im Namen der Herausgeberkonferenz um Ihr Verständnis für eine Preiserhöhung des Jahresabonnements um 2 Euro bitten. Leider ist dies aufgrund der gestiegenen Papierpreise unumgänglich. Wir bemühen uns darum, dass das *PRISMA* auch in Zukunft seinen Preis wert ist! ■

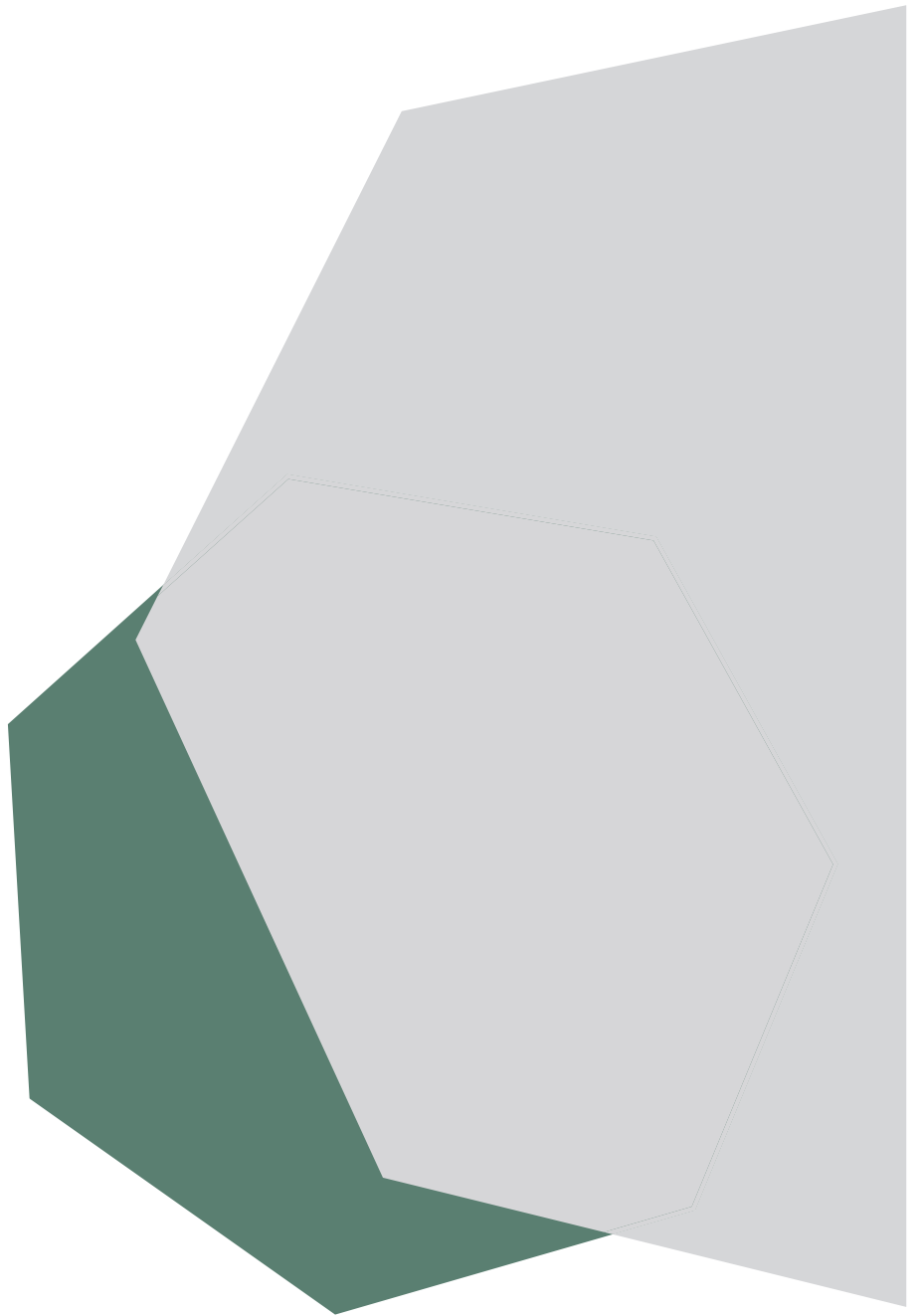
Liebe ist Übersetzung

Wenn Gott Liebe ist, dann kann sein Wort nur auf diese Weise der Liebe verstanden und weitergegeben werden. Diese Weise der Liebe aber ist: Übersetzung. Ich sage dir mein Wort in deiner Sprache, ich steige gewissermaßen in dich ein, um von dir aus, aus deinem Horizont her, das Wort zu formulieren, das ich von meinem Innersten her dir sagen will. Und umgekehrt steigst du von deinen Verstehensmöglichkeiten herüber in die meinen, um von mir her dieses Wort einzuholen und herüberzuholen in dein eigenes Sein und Leben, in deine eigenen Kontexte und Erfahrungen.

Zwischen uns soll dasselbe spielen, was zwischen Gott und uns spielt. Dieselbe Liebe, in der Gott sich entäußert, in der sein je größeres Wort und unser je kleineres sich hineinbegeben, ist auch das Sprach- und Lebensgeschehen, in welchem wir dieses Wort uns aneignen und selber einsteigen in seine Dynamik, in sein Geheimnis, in die Liebe.

_KLAUS HEMMERLE

—
m
—
—



Aus: Klaus Hemmerle, Gottes Zeit. Unsere Zeit (München 12004), S. 173.

Von Jesus erzählen, der Gott bekannt machte –

Über die Offenbarungstheologie im Johannesevangelium*

Der Exeget Dr. Dr. Philippe Van den Heede arbeitet als Dozent am Istituto Universitario Sophia in Loppiano bei Florenz. Seinen Beitrag beginnt er in Bezugnahme auf den Prolog des Johannesevangeliums, indem Jesus als derjenige beschrieben wird, der Gott bekannt gemacht hat. Das Sprechen von Gott – die Mitteilung der Offenbarung – erklärt der Autor als eine „von Jesus erfüllte Liebestat an den Menschen“. Diese Mitteilung bzw. Exegese ist geprägt von dem Zeugnis des Menschen Jesus, das er von Gott gibt und das sich in der dynamischen Beziehung von Vater und Sohn zeigt.

* Dieser Artikel nimmt synthetisch einige Thesen meiner Studie wieder auf: Der Exeget Gottes. Eine Studie zur johanneischen Offenbarungstheologie, Freiburg 2017.

Joh 1,1

a Im Anfang war der Logos,

b und der Logos war bei Gott/ zu Gott hin (καὶ ὁ λόγος ἦν πρὸς τὸν θεόν)

c und der Logos war Gott.

d Dieser war im Anfang bei Gott/ zu Gott hin (οὗτος ἦν ἐν ἀρχῇ πρὸς τὸν θεόν.)¹

Die ersten Worte des Johannesevangeliums [JohEv] stellen den Leser vor eine *metanarrative Frage*²: Wie kann der Evangelist behaupten, was er schreibt? Mit welchem Recht kann er von Gott, der transzendent und unsichtbar ist, so sprechen? Woher kann er betonen: „Im Anfang war der Logos“?

Die Antwort findet sich nicht in einer Einzeloffenbarung (einer ἀποκάλυψις), sondern sie ist am Ende des Prologs gegeben und lautet: weil dieser, nämlich Jesus (vgl. 1,17), das menschengewordene Wort (1,14), *Kunde gebracht* hat bzw. weil dieser Gott (vgl. 1,18a) *bekannt gemacht* hat (Joh 1,18; auf Griechisch: ἐκεῖνος ἐξηγήσατο

1 Joh 1,1 weist auf eine grammatikalische und lexikographische Besonderheit auf: Ein statisches Verb (εἶναι/sein) ist mit einer Präposition verbunden, die üblicherweise eine dynamische Bedeutung von Bewegung hat (πρὸς /hin... zu)

2 Eine „metanarrative Frage“ bedeutet eine Frage, die eine übergeordnete Perspektive auf die Erzählung hat (metanarrativ: „Meta“ ist griechisch für „jenseits“; narrativ ist mit „erzählerisch“/Erzählung gleichbedeutend).

_ PHILIPPE VAN DEN HEEDE

[ekeinós exēgēsato]). Das Verb „kundtat“ (ἐξηγήσατο), dessen Aorist – auf Griechisch ein Tempus der Vergangenheit – auf einen bestimmten Zeitpunkt in der Geschichte verweist, ist ein Kommunikations- und Offenbarungsverb („Kunde bringen“, „bekannt machen“), das einerseits die Glaubensperspektive des johanneischen Erzählers erklärt (vgl. 1,14) und andererseits die Wahrheit seiner Erzählung stützt: Der Prolog ist seinem Inhalt und seiner Form nach ebenso wie die anschließende Erzählung die Konsequenz dessen, dass *Jesus* von Gott „Kunde gebracht“ hat (ἐξηγήσατο). Das Ereignis „Jesus“ wird zwar vom Erzähler des Evangeliums selbst als nachösterliche Erinnerungsarbeit der Geschichte Jesu unter der Führung des Geistes verstanden, der lehrt und an die Worte Jesu erinnert (14,26; vgl. 2,22; 12,16), doch diese Hermeneutik der Erinnerung ist nur aus der Kenntnis der Botschaft und des Geschicks des Menschen Jesu möglich, das infolgedessen *erzählt werden muss*.

1. Die Christologie von unten

Das JohEv ist oft unter dem Gesichtspunkt einer „Christologie von oben“ betrachtet worden, d. h. von der absteigenden Linie der Offenbarung aus, die vom Himmel („von oben“, Gott) ausgeht und zur Erde führt. So ist die Sendungschristologie, die Jesus als den Gesandten

Gottes darstellt, der eine Mission in der Welt zu erfüllen hat: die Rettung der Welt. Dass die Gesandten-Christologie das gesamte Evangelium prägt, lässt sich nicht leugnen, wie die wiederkehrende Formel „der Vater, der mich gesandt hat“ (Joh 5,37; 8,16.18; 12,49) beweist.

Allerdings wurde die gesamte johanneische Christologie oft in der exegetischen Forschung einseitig durch diese Linse gesehen, was die Gefahr birgt, Jesus nur durch seine „Funktion“ als Gesandten bzw. als Vertreter Gottes zu betrachten.³ Jesus wird aber im JohEv nicht nur als Gesandter dargestellt, sondern auch als *Sohn*, der den Vater liebt. Deshalb muss die ganze Heilsgeschichte in der Logik der Liebe verstanden werden (vgl. 3,16f.): die Liebe des Vaters zur Welt, der seinen geliebten Sohn zu ihrer Rettung sendet; die Liebe des Vaters zum Sohn, dem er alles in seine Hand gegeben hat (vgl. 3,35); die Liebe des Sohnes zum Vater, der seinen Willen erfüllt; und die Liebe Christi zur Welt, für die er sein Leben hingibt.

Diese Logik der göttlichen Liebe, von der der johanneische Evangelist erzählt, ist überwältigend; aber woher – oder

3 Nach einem jüdischen Halacha-Rechtsgrundsatz ist der Abgesandte eines Menschen wie dieser selbst [mBer 5,5]; deswegen bekommt der Gesandte vom Sendenden einen Auftrag, mit dem eine Vollmacht verbunden ist.

von wem – konnte sie verstanden und wahrgenommen werden? Antwort: vom *Menschen* aus Nazareth, der Gott bekannt machte, indem er sich selbst als der vom Vater gesandte *Sohn* offenbarte. So gibt es auch im JohEv eine „Christologie von unten“ (die der aufsteigenden Linie der Offenbarung entspricht: vom Menschen Jesus [unten, auf der Erde] zu Gott [oben, im Himmel]), die grundlegend ist. In der Tat: Der Evangelist *erzählt* in erster Linie vom Weg des *Menschen Jesus*: ein irdischer Weg, der ihn immer wieder von Galiläa nach Jerusalem führt, auf dem er durch Zeichen und Lehren von Gott Zeugnis ablegt, um die Menschen zum Glauben an ihn zu führen; ein Weg, der auf die Stunde, die des Kreuzes, zusteuert und zum himmlischen Vater führt. Während seines irdischen Weges offenbarte Jesus die Wahrheit über Gott: eine Wahrheit, die er verkündete und bezeugte und die er selbst verkörperte (vgl. 14,6: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben“).

2. Die Beziehung zum Vater

Was Jesus über Gott kundtat (bzw. seine „Exegese“), wurzelt in seinem dynamischen Verhältnis zum Vater, wie sie in V.18 des Prologs beschrieben wird: Dieser „ist im Schoß des Vaters/ zum Schoß des Vaters *hin*“ (ὁ ὢν εἰς τὸν κόλπον τοῦ πατρὸς),⁴ was an den ersten Vers des Prologs erinnert, wo es heißt, dass der Logos von Anfang an immer *auf* den Vater *hin ausgerichtet* ist (πρὸς τὸν θεόν/ pros ton theon). Die ewige Beziehung

des Logos zum Vater (πρὸς τὸν θεόν) lässt sich ebenfalls im irdischen Leben Jesu verifizieren, wie man unter anderem an seinem Eifer, seiner „Speise“, seinem Lernen vom Vater und seinem Beten sehen kann.

2.1 Der Eifer und die „Speise“ Jesu

Durch seinen Eifer für das Haus des Vaters (Joh 2,13-22) zeigt Jesus sein engagiertes Eintreten für „die Sache Gottes“ unter Einsatz seines Lebens: Die Tempelaktion wird im JohEv zum Auslöser der Feindseligkeit der Juden gegen ihn, die ihn zur Passion und Hingabe seines Lebens (vgl. 10,14-18) führt. Ebenso drückt sein „Verzehren“ (vgl. 2,17: „Der Eifer für dein Haus verzehrt mich“) eine innere Haltung Jesu aus, das ihn dazu treibt, unwiderstehlich in Übereinstimmung mit seinem Vater zu handeln. In der Tat: Der johanneische Jesus wird im Laufe des vierten Evangeliums durch sein Bestreben dargestellt, den Willen Gottes zu tun, welchen er „seine Speise“ nennt (4,34):

4,34

a Meine Speise ist es,

b den Willen dessen zu tun,

c der mich gesandt hat,

d und sein Werk zu Ende zu führen.

Wenn „den Willen Gottes tun“ eine Speise für Jesus ist, bedeutet dieser Zusammenhang, dass dieser Wille als ein lebensnotwendiges Bedürfnis zu betrachten ist: Es geht um eine Nahrung, die seine völlige Abhängigkeit von dem hervorhebt, der ihn gesandt hat (V.34c). Konkret besteht diese Speise nach Jesu Worten in der Vollendung des Werkes Gottes. Das Wort „Werk“ (ἔργον im Singular) weist auf die gesamte Gottes- und Heilsoffenba-

⁴ Wir finden in Joh 1,18 die gleiche Besonderheit wie in V.1 (siehe Anm. 1): Auf ein statisches Verb (ὢν/seiend) folgt eine Präposition der Bewegung (εἰς), was im Deutschen unübersetzbar ist.

rung (vgl. Joh 6,29; 17,3f.) und folglich auf die ganze Mission des Sohnes hin, die in seiner Lebensspendung für die Menschen besteht (10,28; 17,2; vgl. 6,40). Das Werk des Vaters – die Rettung der Welt (die ebenfalls sein Wille ist) – wird also *zum Projekt* des Sohnes, welches seinem eigenen Willen entspricht. Dies ist besonders an der aktiven Rolle Jesu ablesbar, der seinem Tod entgegengeht: Er selbst löst den Weg zum Kreuz aus, als er Judas den Bissen Brot gibt (13,26) und ihm aufträgt: „Was du tust, tu schnell“ (13,27); er selbst verwirklicht es, indem er bei der Gefangennahme im jenseits des Baches Kidron liegenden Garten entscheidet, den Leidensweg auf sich zu nehmen und Petrus befiehlt, sein Schwert in die Scheide zu stecken (18,11). Frei und souverän geht er so in seinen Tod.

Diese Auslegung des Willen Jesu nach Joh 4,34 könnte jedoch der Aussage in Joh 6,38 zu widersprechen scheinen, wo Jesus sagt:

6,38

- a Ich bin nicht vom Himmel herabgekommen,
- b um meinen Willen zu tun,
- c sondern den Willen dessen,
- d der mich gesandt hat.

In diesem Vers sagt Jesus, dass er seinen Willen dem Sender zum Opfer bringt. Man muss allerdings zwischen den Ebenen bzw. den unterschiedlichen christologischen Modellen (nämlich zwischen der Sendungschristologie und der Christologie des Sohnes) unterscheiden. Als *Gesandter* vertritt Jesus den Sendenden und juristisch gesehen erfüllt Jesus als Repräsentant Gottes nicht seinen eigenen Willen, sondern den Willen dessen, der

ihn gesandt hat (siehe Anm. 3). Joh 6,38 ist also nach der Logik des Gesandtenmodells zu interpretieren, und dessen Betonung liegt auf dem zweiten Halbvers (6,38cd). Dennoch ist der Gesandte *der Sohn*: Das Erfüllen des Vaterwillens ist kein Verzicht auf seinen eigenen Willen, als ob der johanneische Jesus einen anderen Willen als den des Vaters hätte. Im Gegenteil ist sein Wille eine konkrete und positive Suche (vgl. 5,30)⁵ und ein von der Liebe zum Vater motiviertes Verhalten, das seine Übereinstimmung und seine Einheit im Handeln herausstellt.

2.2 Das Lernen Jesu vom Vater

Die Suche nach dem Willen Gottes wird dadurch konkretisiert, dass Jesus sich „in die Schule“ des Vaters stellt. Durch das Lernen erwirbt Jesus die Kompetenz, dessen Willen zu erfüllen. Mehrmals im JohEv wird Jesus allerdings als Lehrer dargestellt (vgl. 3,2), in der Synagoge von Kafarnaum (Joh 6,59) oder beim Laubhüttenfest im Tempel (7,14.28.35; [8,2]; 8,20). Das bringt die Juden in Erstaunen und Verwirrung, weil er nicht gelernt hat (7,15): Er hat keine Ausbildung seitens eines anerkannten Lehrers genossen. Aber Jesus erwidert, dass sein Lehrer sein Vater ist:

„Ihr werdet erkennen, dass ich nichts im eigenen Namen tue, sondern nur das sage, was mich der Vater gelehrt hat“ (8,28).

Die Modalitäten dieser Belehrung tauchen im Laufe der johanneischen Erzählung auf: durch das Sehen (vgl. 5,19;

⁵ „[...] mein Gericht ist gerecht, weil ich nicht meinen Willen suche, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat.“

3,11.31f.; 6,46; 8,38) und das Hören (3,11; 5,30; 8,28; 15,15). Lernen, hören und sehen entsprechen wiederum einer bestimmten Art und Weise des Sohnes, *auf den Vater hin ausgerichtet* zu sein (πρὸς τὸν θεόν zu sein). So rechtfertigt Jesus beispielsweise die Heilung eines Gelähmten am Sabbat vor den Juden mit dem Hinweis, dass er wie sein Vater handelt: „Mein Vater ist bis heute am Werk, und auch ich bin am Werk“ (5,17). Diese seine Aussage empört die Juden wiederum, und das umso mehr, als er Gott „seinen Vater nennt“ (5,18). Diese exklusiv dargestellte Beziehung empfinden sie als ungeheuerliche Anmaßung und schlussfolgern daraus, dass Jesus sich „Gott gleich macht“ (V.18). Jesus antwortet ihnen, indem er im Wesentlichen wiederholt, was er bereits in Joh 5,17 geäußert hat:

„Der Sohn kann nichts von sich aus tun, sondern nur, wenn er den Vater etwas tun sieht. Was nämlich der Vater tut, das tut in gleicher Weise der Sohn“ (Joh 5,19).

Wenn Joh 5,17 erklärt, dass Jesus sich an seinem Vater ein Beispiel nimmt und wie er wirkt, beschreibt Joh 5,19 noch präziser, dass der Sohn seinen Vater nachahmend handelt – ein ganz typisches Merkmal der antiken Bildung – und dass der Inhalt seines eigenen Handelns identisch mit dem seines Vaters ist (V.19f.). Dies wird in Joh 5,20 begründet:

„Denn der Vater liebt den Sohn und zeigt ihm alles, was er tut, und noch größere Werke wird er ihm zeigen, so dass ihr staunen werdet.“

Wenn der Sohn „in gleicher Weise“ wie der Vater handelt, liegt der Grund darin, dass der Vater den Sohn liebt. Die Bildung

des Sohnes setzt also die Liebe des Vaters zu ihm voraus: Diese Liebe ist nicht abgehoben abstrakt, sondern wird im Leben Jesu dadurch konkret, dass der Vater ihm einerseits alles zeigt und ihm andererseits noch größere Werke zeigen wird. Dennoch ist die Beziehung zwischen dem Vater und dem Sohn nicht unilateral, als ob sie sich nur vom Vater zum Sohn hinbewegen würde. Die Beschreibung der Haltung des Sohnes zum Vater ist durch seine ständige Hinwendung zum Vater charakterisiert: Jesus lernt vom Vater, damit er wie sein „Lehrer“ handeln kann. Diese Nachahmung des Vaters setzt aber höchste Aufnahmereitschaft und aktivste Beteiligung des Sohnes voraus: Jesus *sieht* und tut (5,19); er *hört* und richtet (5,30). Das Lernen des Sohnes ist demnach als Ausdrucksweise seiner Liebe zum Vater zu betrachten, weil ihm alles daran gelegen ist, nur dessen Willen (vgl. 4,34) – bzw. was diesem gefällt (vgl. 8,28) – zu erfüllen.

2.3 Das Beten Jesu

Ein anderer Ort, der die Beziehung des Sohnes zum Vater ans Licht bringt, ist das Beten. Jesus betet mit lauter Stimme (vor der Brot- und Fischvermehrung [6,11.23], vor dem Grab des Lazarus [11,41f.], vor seinen Jüngern [17]) und die Menge bzw. die Jünger können die Intimität seiner Beziehung zum Vater wahrnehmen. Diese Vater-Sohn-Beziehung ist nicht nur durch sein Wirken zu sehen oder allein Gegenstand seines Diskurses und seiner Lehre, sondern Jesus erlebt sie und drückt sie als Betender aus: Durch sein Gebet werden das gemeinsame Handeln von Vater und Sohn, ihre reziproke Liebesbeziehung und ihre ständige Übereinstimmung

ausgedrückt, die ihre Einheit *offenbar machen*: „[...] weil er mit Gott eins ist, betet er, und weil er betet, so ist er mit Gott eins.“⁶

Anhand dieser verschiedenen Beispiele wird deutlich, wie die Haltung Jesu „ex-
egetisch“ ist: Wer seine Beziehung zum Vater sieht, sieht in ihm den Sohn, eins mit seinem Vater (10,30; 17,22); und wer in ihm den Sohn erkennt, sieht in ihm den Vater (vgl. Joh 14,9). Die Haltung Jesu ist also Wort, das Gott kundtut (vgl. 1,18).

3. Die Anteilnahme der Jünger an der Vater-Sohn-Beziehung

Der vierte Evangelist schildert in seiner Erzählung nicht nur, wie Jesus Gott bekannt macht, sondern auch wie diejenigen, die an ihn glauben, Zugang zu dieser Gottes- und Heilsoffenbarung haben. Dies wird sogar im ersten Schluss des JohEv (20,30f.) als Ziel der Erzählung deutlich ausgesagt:

„Diese [Zeichen] aber sind aufgeschrieben, damit ihr glaubt, daß Jesus der Messias ist, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen.“

Der Glaubensakt beschränkt sich nicht auf die einfache Zustimmung zu der vom Sohn kommunizierten Wahrheit Gottes; der Glaube an Jesus als den Gottessohn ist vielmehr ein *Engagement der Jünger*, das in der Nachfolge Jesu Gestalt annimmt. Die Offenbarung hört also nicht mit einer „intellektuellen“ Erkenntnis über Gott auf: Sie ist vor allem eine permanente

existenzielle und gemeindliche Erkenntnis, die sich auf die Gemeinschaft mit Jesus und in ihm mit dem Vater stützt. Diese Gemeinschaft verwirklicht sich nach der johanneischen Erzählung *dank des Anteilgebens Jesu* an der Liebe zwischen dem Vater und dem Sohn (bzw. am ewigen Leben Gottes), aber auch *durch die aktive Anteilnahme der Jünger* am Leben Jesu.

3.1 Das Beispiel der Fußwaschung

Vor dem Paschafest sind Jesus und seine Jünger bei einem Mahl versammelt, bei dem Jesus seinen Getreuen die Füße wäscht (13,5). Den Grund für diese Waschung erklärt Jesus nach der Weigerung des Petrus, indem er antwortet, dass er nur so *Anteil an ihm haben kann* (ἔχεις μέρος μετ’ ἐμοῦ, 13,8).

Der Darstellung Jesu in Joh 13,2f. als allwissend (er weiß, dass seine Stunde gekommen ist und dass Judas ihn ausliefern wird) und allmächtig (da der Vater ihm alles in die Hände gegeben hat) folgt erstaunlicherweise in Joh 13,4f. eine Geste der totalen Erniedrigung: die gewöhnlich von einem Sklaven erledigte Fußwaschung. Indem Jesus sich in die Rolle des Sklaven hineinversetzt, drückt er den kenotischen (d. h. den selbsterniedrigten) Aspekt seines Todes aus. Zwar bleibt der johanneische Jesus stets souverän, Herr seines Lebens und seines Todes, was in der Darstellung der Passionserzählung als Erhöhung und Verherrlichung anklingt, aber seine freiwillige Erniedrigung (er selbst legte sein Gewand ab und umgürtete sich mit einem Leinentuch [vgl. 13,4]) erweist konkret die Liebe des Sohnes, und zwar seine Liebe bis zum Ende (εἰς

⁶ W. Lütgert, Die johanneische Christologie, Gütersloh 21916, 91.

τέλος, 13,1): Die Geste Jesu ist als Vorwegnahme des Geschehens am Kreuz zu betrachten. Trotz der Worte Jesu beharrt Petrus auf seiner Ablehnung, die im Grunde nicht so sehr auf die Handlung an sich zielt (sich die Füße waschen zu lassen), sondern auf die Tatsache, dass Jesus selbst, *der Herr* (13,6), diesen Sklavendienst verrichtet. Die kategorische Abwehr des Petrus (vgl. 13,8) wird grundsätzlich zu einer Verweigerung der Erniedrigung Jesu bzw. des Kreuzes. Man kann allerdings eine Parallele zwischen der Reaktion des johanneischen Petrus und der synoptischen Episode in Cäsarea Philippi („Gott behüte dich, Herr! Dies wird dir keinesfalls widerfahren“ [Mt 16,22]) ziehen. In beiden Fällen reagiert Jesus ungewöhnlich scharf („Geh weg, hinter mich, Satan!“ [Mt 16,23]; „So hast du keinen Anteil an mir“ [Joh 13,8]). Durch sein Verhalten riskiert Petrus, sich selbst aus der Gemeinschaft mit Jesus auszuschließen.

Wenn die Jünger (und somit auch Petrus) Anteil an Jesus haben können, so ist dies der Initiative Jesu zu verdanken. Jesus selbst vollzieht die Fußwaschung: Diese Selbsterniedrigung, Metapher für das Kreuz, durch die das Heil der Menschen gewirkt wird, ist als *Gabe Christi* zu betrachten, die der Jünger bzw. Petrus *annehmen* muss: Er muss diesbezüglich in die Logik der göttlichen Liebe eintreten (die Selbsterniedrigung, bzw. die Kenose), was erfordert, dass er sein irdisches Denken vom Verhältnis zwischen Meister und Jünger aufgibt. Die Dynamik der Gabe impliziert tatsächlich die *Annahme des Geschenks*, d. h. die Antwort der Menschen bzw. ihre Anteilnahme, die

sich grundsätzlich in der Nachfolge Jesu konkretisiert.

3.2 Aspekte der Anteilnahme

Die Nachfolge setzt das Glaubensbekenntnis bzw. die Annahme der Gabe der Gottesoffenbarung voraus, und umgekehrt konkretisiert sich das Glaubensbekenntnis in der Nachfolge, die mehrere Formen annehmen kann: Jesus nachzufolgen heißt, auf seinen Ruf zu *antworten* und sich mit ihm *auf den Weg zu machen* (vgl. 1,35–51; 21,19); es bedeutet aber auch, seine Gabe bzw. *seine Gaben anzunehmen*; konkret: das gegebene lebendige Wasser zu *trinken* (vgl. 4,14.23), das angebotene Brot des Leben zu *essen* (vgl. 6,48–58), nach dem von Jesus vorgelebten Vorbild zu *handeln* (vgl. 13,15), das gegebene Gebot der Liebe zu *leben* (vgl. 13,34; 15,12). Jesus bietet immer das Heil bedingungslos an, aber die Größe seiner Liebe lässt den Menschen die Freiheit, durch ihre „Aufgabe“⁷ die Heilsgabe anzunehmen. Wenn die Menschen sein Geschenk tatsächlich annehmen, schreitet die Liebe Jesu weiter voran: Er liebt die Seinen noch mehr durch die Fülle anderer Gaben, wie die göttliche Freude (vgl. 13,17; 15,11) und die Freundschaft mit ihm (15,12–14). Mehr noch: Die genannten Geschenke bewirken die Immanenz („das Bleiben“) der Jünger in der Liebe Jesu (15,9f.) und befähigen sie darin zur Teilhabe an ihm (vgl. 13,8).

Durch diese Beteiligung am Leben Jesu

7 K. Scholtissek, *In ihm sein und bleiben. Die Sprache der Immanenz in den johanneischen Schriften*, (HSB 21), Freiburg 2000, 301.

werden die Jünger in die dynamische Liebesbeziehung zwischen dem Vater und dem Sohn hineingenommen, wie in der Metapher vom Weinstock (15,1-17) veranschaulicht wird. Damit sie Frucht bringen, müssen sie in Jesus *bleiben* (15,4; vgl. 15,6.7), wie er in ihnen bleibt (15,4; vgl. 15,5.7). Es ist allerdings zu beachten, dass die Formel der Immanenz der Jünger in Jesus (μένειν ἐν) ebenfalls verwendet wird, um das Verhältnis des Vaters zu Jesus zu beschreiben (ὁ δὲ πατὴρ ἐν ἐμοὶ μένων, 14,10). Die Beziehung zwischen den Jüngern und Jesus hat also die gleiche Intensität wie die Beziehung zwischen Jesus und dem Vater. Dennoch wird im JohEv nicht von der Immanenz der Gläubigen im Vater gesprochen. Der Grund liegt darin, dass sie *nur in Jesus* die gleiche Beziehung zum Vater wie er haben können,⁸ weil nur er der Sohn und deswegen auch nur er der Mittler zwischen dem Vater (dem Transzendenten) und dem Menschen ist: „Keiner kommt zum Vater außer durch mich“⁹ (14,6). Durch Jesus haben die Gläubigen – vorausgesetzt, dass sie in Jesus sind – Zugang zum Vater, weil sie an der Vater-Sohn-Beziehung teilnehmen.

4. Zusammenfassung: die im JohEv erzählte Offenbarungstheologie

- Das letzte Wort des Prologs (ἐξηγήσατο [Joh 1,18]) ist ein Offenbarungsverb, das einerseits die Be-

ziehung Jesu zum Vater voraussetzt und andererseits die *Mitteilung* der Gottesoffenbarung an die Menschen ausdrückt.

- Diese Kommunikation ereignet sich durch die Menschwerdung des Logos, die als Sendung Jesu in die Welt zu verstehen ist. Jedoch wird der Gesandte Gottes nicht nur durch seine Beauftragung gekennzeichnet: Er ist der *Sohn*, der den Vater und die Menschen liebt. In diesem Sinn ist die Mitteilung der Offenbarung bzw. die *Exegese Gottes* als eine von Jesus erfüllte Liebestat an den Menschen zu betrachten.
- Die von der Liebe bestimmte Kommunikation zeichnet sich dadurch aus, dass sie sich den Menschen nicht aufdrängt, sondern sie geschieht durch das Zeugnis des Menschen Jesus, das zum Glauben aufruft. Den Gläubigen wird das ewige Leben bzw. das Heil zugesprochen, indem Jesus ihnen Anteil an der Liebe Gottes gibt, was zu ihrer gegenseitigen Immanenz führt.
- Dank dieser Teilhabe der Jünger am Leben Jesu wird die Offenbarung Gottes durch ihre Einführung in die göttliche Einheit, Quelle des ewigen Lebens, vollbracht. ■

8 Im ersten Johannesbrief wird indes die Immanenz zwischen Gott und den Christen thematisiert (1 Joh 3,24; 4,13.15.16).

9 Dieser Satz ist aufgrund seines exklusiven Heilsanspruchs potenziell polemisch. Dennoch ist es nicht so sehr die Polemik, sondern die Folge der johanneischen Soteriologie und der Sohnestheologie, die diese Aussage begründet.

Kurzfassung

Dr. Dr. Philippe Van den Heede stellt zu Beginn seines Beitrags im Blick auf den Johannesprolog die Frage, mit welchem Recht der Evangelist seine Aussage „Im Anfang war der Logos und der Logos war bei Gott (bzw. auf den Vater hin)“ behaupten könne. Die Antwort darauf, so Van den Heede, stehe am Ende des Prologs, in dem es heißt, dass „Jesus von Gott Kunde gebracht hat“, dass er (ein Mensch) Gott „bekannt gemacht“ habe. Das Johannesevangelium bietet in der Erzählung, die auf den Prolog folgt, eine „Christologie von unten“, d. h. eine Christologie, die den (Lebens-)Weg des Menschen Jesus auf dieser Erde („unten“) bis zur Stunde seiner Passion beschreibt, wenn er am Kreuz erhöht wird, was seiner Rückkehr zum Vater entspricht („oben“). Dieser Weg entspricht einer Grundhaltung des Logos zu Gott (1,1) bzw. des Sohnes zum Vater (1,18): Er ist immer „auf den Vater hin“ ausgerichtet, Zeichen seiner Liebe zu ihm. Diese dynamische Beziehung von Jesus zum Vater, durch die er sich als Sohn offenbart und so Gott als seinen Vater bekannt macht, beschreibt Van den Heede in den Kapiteln „Der Eifer und die ‚Speise‘ Jesu“, „Das Lernen Jesu vom Vater“ und das „Beten Jesu“.

Diese auf Liebe basierende Beziehung beruht jedoch auf Gegenseitigkeit: Der Vater liebt ebenfalls den Sohn. Und das zeigt sich in der Liebe, die Gott zur Welt hat (3,16): Der Vater sendet den Sohn, den er liebt (konkret: Er „hat alles in seine Hand gegeben“ 3,35), und

der Sohn lässt sich aus Liebe zu seinem Vater und zu den Menschen senden, um das Heil der Welt zu bewirken (3,16). Diese Sendungschristologie (eine Christologie von „oben“) konnte aber vom johanneischen Evangelisten nur aus dem Verhältnis des Menschen Jesus zum Vater abgeleitet werden (Christologie von „unten“), ein relationaler Vorgang, der der Welt Gott kundtut.

In seiner Darstellung von Jesus als dem Exegeten (bzw. Offenbarer) Gottes geht der Evangelist sogar noch weiter: Offenbarung ist nicht nur Wissen, sondern auch und vor allem Anteilnahme der Jünger an der Vater-Sohn-Beziehung. Jesus zeigt ihnen den Weg, insbesondere in der Fußwaschung. Die Selbsterniedrigung Jesu, Ausdruck der „Logik der göttlichen Liebe“ müssen die Jünger annehmen, um Anteil am Leben Jesu haben zu können (13,8). Gerade durch die Beteiligung am Leben Jesu, die unterschiedliche Aspekte umfasst, werden die Jünger in die dynamische Liebesbeziehung zwischen den Vater und den Sohn hineingenommen, die die Erfüllung der Offenbarung ist.

„Erzähl mir deine Geschichte von Gott!“

Ansätze einer narrativen Theologie

_MARIUS GRATH

Der Pastoraltheologe des Bistums Stuttgart-Rottenburg Marius Grath arbeitet als Hochschuleseelsorger am Ökumenischen Zentrum in Stuttgart-Vaihingen. Auf dem Hintergrund der narrativen Theologie – „Glaube kommt vom Erzählen“ – ist er davon überzeugt, dass in der pastoralen Arbeit persönliche Glaubenszeugnisse wichtiger sind als die Vermittlung von Lehrsätzen und theologisch-akademischer Rede. In seinem Beitrag hält der Autor ein Plädoyer für die Neugier und Offenheit an den unterschiedlichen Gotteserfahrungen, die sich in der Pluralität des kirchlichen Lebens zeigen.

1. Ein Schornstein als Gotteserfahrung

Ich sitze in Tübingen vor dem Hauptunigebäude „Neue Aula“ auf einer Bank. Es ist ein Tag wie jeder in einem normalen Semester meines Theologiestudiums. Ich schaue auf die Gebäude vor mir und auf den großen Schornstein einer Fabrik, der dahinter emporragt. Und plötzlich ist für mich völlig klar, wer Gott für mich ist: Die Konstante meines Lebens. Konstant wie dieser Schornstein. Es war ein überwältigendes Erlebnis, das ich weder kommen sah noch erwartet hatte. Gott ist für mich der feste und verlässliche Begleiter in meinem Leben. Diese – von außen betrachtet vielleicht nicht sehr großartige – Erkenntnis erfüllte mich mit großer, selten dagewesener Freude und ich glaube bis heute: Diese Freude kam von Gott selbst. Die Erkenntnis, die ich hatte, kam aus der Seele und war nicht das Ergebnis meines Nachdenkens. Es war vielmehr ein Erkennen aus dem tiefsten Innern heraus, ein Verstehen mit dem Herzen. Es war ein Erlebnis, das ich als Gotterfahrung empfand und bis heute so deute. Ich muss erwähnen: Wenige Tage zuvor hatte ich einen Impulsvortrag zum Thema Gottesbilder gehört. Und

natürlich: Hätte ich mein Erlebnis damals einem Studenten von der nahegelegenen Psychologie-Fakultät erzählt, hätte er mir vermutlich erklärt, dass ich mit meiner „Erfahrung“ einfach noch jüngste Erfahrungen verarbeite. Eindrücke aus dem Gottesbildervortrag. Und vielleicht ist das nicht einmal falsch. Trotzdem war und ist für mich klar, dass es eine Gotteserfahrung war. Sogar eine aufschlussreiche Gotteserfahrung. Denn in der Reflexion über dieses Erlebnis wurde mir sehr viel klar über meine Gottesbeziehung: Nicht zuletzt durch mein Theologiestudium war ich darauf gepolt, dass Zweifel an Gott dazugehören müssten. Und ich fühlte mich gelegentlich etwas einsam auf weiter Flur, wenn ich sagen musste, dass ich eigentlich noch nie wirklich Zweifel an der Existenz Gottes hatte und gewiss war, dass er immer da ist. Natürlich: Auch ich war schon sauer auf Gott. Auch ich habe Gott immer wieder inständig gebeten, sich doch mal klarer zu erkennen zu geben. Aber dabei stand die Existenz Gottes für mich nie in Frage.

2. Glaube kommt vom Erzählen

Erstaunlich an obiger Erfahrung ist: Sie ist nun zehn Jahre vergangen und ich habe sie heute wie damals lebendig vor Augen – während ich aus der Vorlesung „Gotteslehre“ gar nichts mehr weiß. Das zeigt für mich aber auch einmal mehr, dass Glaube eben nicht in erster Linie eine Ansammlung von Lehrsätzen ist, sondern zuallererst Gottesbeziehung. Und diese Gottesbeziehung bildet sich maßgeblich durch Glaubenszeugnisse, die andere erzählt haben. Die Bibel selbst besteht und lebt aus einer Fülle von

Erzählungen, Zeugnissen und anderen Textformen. „In all dieser Vielfalt aber“, schreibt die Theologin Regina Polak, „gibt es durch die Texte hindurch ein ‚Gravitationszentrum‘, auf das sich die Texte auf plurale Weise beziehen: die Beziehung zu Gott“. Dieser Gott liege aber, so Polak weiter, nicht „als ‚Lehre‘ oder ‚Theorie‘“ vor, sondern als ein Beziehungswesen. Dass der Name Gottes in der Bibel, JHWH, ein Verb ist, sei kein Zufall. Charakteristisch für die Bibel sei, so Polak, dass Menschen darin erzählen, wie sie „Gottes Wirken – als ‚Liebe‘, ‚Gerechtigkeit‘, Heilung‘, ‚Befreiung‘“¹ erfahren haben – kurz gesagt: Sie erzählen von ihren Gottesbeziehungen. In der jüdischen Tradition ist die Erkenntnis über die zentrale Bedeutung des Erzählens schon sehr alt. Jüdinnen und Juden können daher auf einen enormen Erfahrungsschatz im Erzählen zurückgreifen. Doch auch die „jüngeren Geschwister“ im christlichen Glauben wissen heute um die fundamentale Bedeutung des Erzählens für den Glauben. Wo Menschen vom Wirken dieses Gottes in ihrem Leben erzählen, dort führen sie in gewissem Sinne die biblische Erzähltradition weiter fort: „In Selbstzeugnissen erzählen sie von ihren Erfahrungen der Berufung, der Erlösung, der Vergebung“, kurz gesagt von Geschichten, die „zur Identifikation und zur Nachfolge ermutigen“². So kön-

1 Regina Polak, Braucht die Pastoral eine „Große Erzählung“? in: Lebendige Seelsorge, 70. Jahrgang, Vom Zauber des Erzählens, 6/2019. (Künftig zitiert: Polak, Große Erzählung), S. 386.

2 <https://www.bibelwissenschaft.de/wirelex/das-wissenschaftlich-religionspaedagogische-lexikon/wirelex/sachwort/anzeigen/details/erzaehlen/ch/606b8f388ae502df-e15d6333ce1d4f4d/>, zitiert am 12. Okt. 2021.

nen sie Menschen inspirieren, in ihrem eigenen Glauben zu wachsen.

Dass das Erzählen unverzichtbar ist für die Glaubensbildung, liegt auch daran, dass es der adäquate Modus ist, um über Glaubensdinge zu sprechen. Der Religionsbuchautor Franz Wendel Niehl bringt diese Einsicht wie folgt auf den Punkt: „Unser Leben geht nicht auf im Erklärbaren. Die grundlegenden Erfahrungen von Liebe und Tod, von Angst, Einsamkeit, Schuld und Erlösung überschreiten die Möglichkeiten begrifflicher, erklärender Rede. [...] Hier liegt die besondere Kraft der Erzählungen: Wer erzählt, muss nicht erklären.“³ Auch der Glaube und die eigene Gottesbeziehung lassen sich niemals ganz erklären, sondern lediglich erzählen.

3. Neu über Gott reden in der Pastoral

Den vorliegenden Beitrag schreibe ich als Pastoralreferent, dem in der gegenwärtigen Pastoral der Austausch von Gotteserfahrungen und das Sprechen über die je eigene Gottesbeziehung fehlt. Ich bin überzeugt, dass wir heute in der Kirche authentische Zeuginnen und Zeugen brauchen, die sprachfähig sind zu ihren Gotteserfahrungen und -beziehungen. Während das Erzählen zur effektvolleren Gestaltung einer Predigt durchaus diskutiert wird, vermissem ich es an anderen Stellen in der Pastoral massiv. Dabei ginge es gar nicht darum, nur große Gotteserfahrungen zu

erzählen, sondern es wäre schon wertvoll, darüber ins Gespräch zu kommen, warum es für jemanden schwierig ist, über seine/ihre Gotteserfahrungen zu sprechen. Ich halte diese Kompetenz, Selbstzeugnisse des Glaubens geben zu können auch deswegen für wichtig, weil es eines der Felder ist, in denen man von uns als Kirche noch etwas hören möchte. Auf diese Bereiche würde ich mir einen größeren Fokus wünschen. Es war für mich schwer erträglich, als bei einer siebenstündigen Dekanatskonferenz zum Thema Zukunftsentwicklung der Kirche die Ergebnisse waren: „Wir müssen den Menschen auf Augenhöhe begegnen und sie dort abholen, wo sie stehen.“ Eine richtige Erkenntnis, aber eben auch eine, die praktisch jeder halbwegs sozial ausgerichtete Verein so formulieren würde. Kein einziges Mal fielen bei der Konferenz die Worte Gott, Gotteserfahrung oder Gottesbeziehung. Möchten wir in diesen Bereichen aber sprachfähig sein und das bestenfalls auch auf interessante Weise, dann geht das nur im Modus des Selbstzeugnisses, des Erzählens in Ich-Form und nicht im Modus theologisch-akademisch korrekter Rede. Ich habe noch nie gehört, dass ein Jugendlicher in der Firmvorbereitung gesagt hätte: „Wow, das ist aber spannend, wie sorgfältig ihr hier von Gott sprecht“. Jugendliche werden dann hellhörig, wenn wir über uns und unseren Glauben, unsere Gottesbeziehung und unsere Schwierigkeiten damit sprechen. Der Glaube ist dann interessant, wenn deutlich wird, welche Relevanz er für den Einzelnen hat, wie er sich in dessen Leben auswirkt. Um es konkret

3 <https://www.bibelwissenschaft.de/wirelex/das-wissenschaftlich-religionspaedagogische-lexikon/wirelex/sachwort/anzeigen/details/erzaehlen/ch/606b8f388ae502dfe15d6333ce1d4f4d/>, zitiert am 12. Okt. 2021.

zu machen: Interessant ist, warum sich Maike nach ihrem Einser-Abitur doch fürs Theologiestudium und gegen die Medizin entschlossen hat; interessant ist, wie Ben bereits nach sechs Wochen seinen Freiwilligendienst in Argentinien abbrechen wollte, weil er seine Freunde und Familie so vermisst hatte – dann aber doch das ganze Jahr geblieben ist, weil er durch die Art des Glaubens vor Ort „eine neue Familie“ gefunden hat. Interessant ist, was der Glaube in DEINEM Leben für Auswirkungen hat.

4. Gefahren bei Glaubenszeugnissen

Klar ist, es gibt gute Gründe, vorsichtig zu sein beim Thema Glaubenszeugnis/ Zeugnis von Gott. Viel zu oft wurde das Wort „Gott“ missbräuchlich benutzt und von Gott in einer ungenügenden Eindeutigkeit und Absolutheit gesprochen. Und es gibt noch weitere Gründe, bei dem Thema vorsichtig zu sein. Zwei Gründe möchte ich kurz benennen und anschließend entkräften. Ein erster Grund ist sicherlich: Wenn ich von etwas so Intimem wie von meiner Gottesbeziehung spreche, mache ich mich angreifbar, verwundbar, denn ich erzähle von meinem persönlichsten Inneren. Es besteht die Gefahr, dass ich bei den Zuhörenden in eine bestimmte Schublade gesteckt werde. Ebenso ist eine Schwierigkeit, dass ich dabei das „sichere“ theologische Vokabular verlassen muss. Das kann unangenehm sein, denn wer dieses beherrscht, kann in der Regel gut davor flüchten, von sich selbst erzählen zu müssen. Ein anderer Grund für die Skepsis bzgl. des Zeugnisgebens von der eigenen Gottesbeziehung sind die zahlreichen „flammenden Statements

voller Ergriffenheit, wie sie auch im evangelikalen Katholizismus populärer werden“⁴. Solche Zeugnisse bleiben dann häufig in dem Duktus: „Mein Leben war schlecht, dann begegnete ich Jesus. Seitdem ist alles großartig.“ Sie sind zwar ein Erfolgsfaktor von so mancher Freikirche oder geistlicher Gemeinschaft, aber sie können eben auch schnell problematische Formen annehmen. Aufgrund solcher problematischer Formen aber auf das Zeugnisgeben ganz zu verzichten, wäre der falsche Weg. Denn die Kehrseite erlebe ich in der Pastoral ebenfalls häufig, und das sind dann die „unbeholfenen, fast bürokratisch anmutenden Reden des Mainstream-Katholizismus“⁵, die für alle Beteiligten auch unbefriedigend sind.

Nochmals: Ich verstehe das Anliegen verschiedener Theolog*innen, dass man beim Sprechen von Gott immer auch die Differenz zwischen Gott und Mensch, zwischen Schöpfer und Geschöpf betont und damit verhindern möchten, dass Gott vereinnahmt, verengt, privatisiert oder als Erziehungsmethode missbraucht wird. In diesem Sinne verstehe ich auch Äußerungen wie die von Julia Enxing, wenn sie schreibt: „Wo [...] gesagt oder geschrieben wird ‚Gott ist...‘, müsste es richtig heißen ‚ich bin davon überzeugt, dass, wenn es Gott gibt, dieser Gott – menschlich gesprochen – am ehesten so und so gedacht werden kann“.⁶ Zwei

4 Christian Schröder, Voll die Gnade? – Glaubenszeugnisse und Storytelling, in: Lebendige Seelsorge, 70. Jahrgang, Vom Zauber des Erzählens, 6/2019 (Künftig zitiert: Schröder, Voll die Gnade?), S. 437.

5 Ebd.

6 Julia Enxing, Gott solidarisch. Gedanken zu einer prozesstheologisch inspirierten Spiritualität, in: Geist & Leben. Zeitschrift für christliche Spiritualität, Jg. 89/2016, S. 279.

Probleme sehe ich in solcher Art zu sprechen. Erstens: Wenn Gottes Unbegreifbarkeit, sein Geheimnis so sehr betont wird, dass er nur noch der ganz Andere ist, dann frage ich mich, was ich mit so einem Gott soll. Wie soll ich zu so einem Gott eine innige Beziehung aufbauen? Kann ich so einen Gott in existenzieller Not um Hilfe und Beistand anrufen? Zweitens: Hier klingt der unberechtigte Vorwurf gegenüber Menschen an, die von ihren persönlichen Erfahrungen mit Gott erzählen. Es wird unterstellt, das vermittelte Gottesbild sei künstlich konstruiert und ein subjektives Produkt des eigenen Geistes. Natürlich ist es subjektiv, aber dennoch scheint bei aller Begrenzung menschlichen Erzählens von Gott auch letztlich immer etwas von GOTT SELBST durch. Der Theologe Reinhard Körner erklärt das wie folgt: „Der, der hier zur Diskussion steht, ist auch wer! [...] Der Einwand, das ganze Thema Gott sei doch ohnehin gegenstandslos, da Gott genauso Produkt menschlicher Erfindung sei wie der Weihnachtsmann, dieser Einwand greift nicht. Er geht von einer zwar verbreiteten, aber falschen Annahme aus. Der Gottesglaube, so weiß heute jeder sachlich arbeitende Geschichts- und Kulturwissenschaftler, ist nicht entstanden, weil der Mensch Gott erfunden hätte – um Macht zu legitimieren etwa oder um einen Überlebensvorteil im Kampf ums Dasein zu haben – sondern weil da eine menschliche Erfahrung von ‚etwas‘ da war, dem dann unsere Vorfahren den Namen Gott, gewissermaßen nachträg-

lich erst, gegeben haben.“⁷

Einen guten Ansatz, dem Erzählen von Gott Raum zu geben, entwickelte der Journalist und Theologe Daniel Schneider. Er hat ein Buch herausgegeben mit dem Titel „21 – 21 Menschen. 21 Momentaufnahmen. 21 Möglichkeiten zu glauben.“ In diesem erzählen 21 Menschen verschiedenen Alters, verschiedener Berufe und Lebenssituationen über ihre unterschiedlichen Arten zu glauben. Die so präsentierte Fülle an Spiritualitäten und Gottesbeziehungen ist beeindruckend. Auslöser, dieses Buch zu verwirklichen, war für Schneider ein guter Freund, der ihn bei einem Bier fragt, ob er immer noch an Gott glaube. Als Schneider das bejaht, fordert ihn sein Freund auf, zu erzählen. Doch er fügt eine Bedingung hinzu: „Aber bitte komm mir jetzt nicht mit irgendwelchen abstrakten Glaubensgrundsätzen, Bibelversen oder irgendwelchen Plattitüden, ok!? Ich möchte deine Geschichte hören.“ Für Daniel Schneider war das der Kernsatz: „Ich möchte deine Geschichte hören.“ Daraufhin erzählt er selbst und lässt in seinem Buch erzählen.

5. Die narrative Theologie endlich umsetzen!

Was Daniel Schneider mit seinem Buch machte, ist letztlich eine praktische Anwendung der sogenannten narrativen Theologie. Narrative Theologie ist eine Form des Erzählens von Gott. Ihre Anfänge hat die narrative Theologie – zu-

7 P. Reinhard Körner OCD, Die Gretchenfrage heute, in: KARMEImpulse. Quartalsschrift zur Vertiefung des geistlichen Lebens; herausgegeben vom Teresianischen Karmel in Deutschland, 19. Jahrgang, III/2009, S. 7.

mindest unter diesem Namen – zu Beginn der 1970er Jahre, als Johann Baptist Metz und Harald Weinrich vorstellten, was sie damit meinten. Im Kern ging es ihnen dabei darum, eine Theologie zu überwinden, die allein mit einer systematisch-begrifflichen und exakten Rede auszukommen sucht. Die narrative Theologie, könnte man sagen, ist „dichter bei Erfahrungen angesiedelt [...] einmal bei den Ursprungserfahrungen – etwa den biblischen Erzählungen –, aber auch bei den Erfahrungen heutiger Adressaten“⁸. Auch wenn es an Metz' und Weinrichs Thesen viel Kritik gab, so ist die große Bedeutung „der erzählenden Rede von Gott“⁹ heute praktisch unumstritten. Narrative Theologie geht davon aus, dass die Lesart der Bibel im Sinne eines Fundus von erzählten Geschichten über Gott ebenso wichtig und aufschlussreich ist wie ihre systematische Lesart. Es wäre eine Bereicherung, wenn heutige kirchliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter – auch in ihren Ausbildungen – mehr sprachfähig gemacht würden mit Blick auf ihre je eigenen Beziehungen und Sichtweisen zu den biblischen Erzählungen. „Warum geschieht dies pastoral so selten explizit?“ fragt die Pastoraltheologin Regina Polak. Und sie liefert auch gleich einen Antwortversuch mit dazu: „Liegt die Scheu, die alte ‚Große Erzählung‘ der Schrift weiter-

zuschreiben, am derzeit zur Verfügung stehenden theologischen Vokabular, das der Gegenwart aufgepfropft werden soll?“ Eine Theologie, die die Gottes- und Glaubenserfahrungen der Menschen von heute als „locus theologicus“ ernst nimmt, „müsste konkret, narrativ, dialogisch und relational werden“. Solch eine Theologie stark zu machen, wäre aber auch ein folgenreicher Schritt, denn er würde bedeuten, „sich so manchem systematisch-theologische[n] Sprachspiel zu verweigern“¹⁰. Für entscheidend halte ich die Einsicht, dass sich Gottesbeziehung und Gotteserfahrung zunächst auf der vorrationalen Ebene abspielen. Die Erfahrungen danach zu reflektieren und in den rationalen (theologischen) Diskurs einzubringen, ist ein zweiter Schritt. Auch dieser ist wichtig. Daher ist meines Erachtens das Gebot der Stunde, auf die ermutigenden Initiativen zu schauen, die es bereits gibt: So begann eine Kollegin die Kirchengemeinderatsklausur mit einer Einheit, in der sich die Mitglieder intensiv damit auseinandersetzen sollten, warum sie sich eigentlich in der Kirche und im KGR engagieren. Ein anderes Beispiel: Drei Kolleg/-innen aus meinem Ausbildungskurs gestalteten auf Eigeninitiative einen Abend zum Thema „Glaubenskommunikation“ mit den konkreten Fragen: Was heißt dabei glauben und wie kommuniziere ich das? Die dortigen Gespräche waren relevante Gespräche für die Zukunft der Kirche.

8 <https://www.bibelwissenschaft.de/wirelex/das-wissenschaftlich-religionspaedagogische-lexikon/wirelex/sachwort/anzeigen/details/erzaehlen/ch/606b8f388ae502dfe15d6333ce1d4f4d/>, zitiert am 14. Okt. 2021.

9 Mareike Gohla, Erzähl mir eine Geschichte! Eine Untersuchung der Narrativen Verkündigung zur Bereicherung der Homiletik im 21. Jahrhundert (Bachelorarbeit), IGW International, Zürich 2018, S. 8.

10 Polak, Große Erzählung S. 387.

6. Wie lassen sich heute Gotteserfahrungen erzählen?

Glaubenszeugnisse zu geben, geschieht – wie bereits ausgeführt – auch unter pastoralen Mitarbeiter/-innen in der Kirche eher stiefmütterlich. Aber muss das Thema so heikel sein? Ich meine nein. Denn es ist vor allem eine Frage von Methode und Kriterien, wie man sich ihm nähert. Die entscheidenden Fragen sind: Wie lässt sich heute angemessen von Gotteserfahrung und Gottesbeziehung sprechen? Welche Kriterien gibt es? Was hilft dabei?

Die hilfreichste Antwort auf diese Fragen fand ich bei dem Aachener Pastoralreferenten Christian Schröder. In Rückgriff auf den bekannten Soziologen Hartmut Rosa und den katholischen Theologen Leonard DeLorenzo gibt er dazu ein hilfreiches Handwerkszeug. Es lassen sich dabei zwei unterschiedliche Schritte unterscheiden: Beim ersten Schritt hat er ganz grundsätzlich die Beziehung des Menschen zur Welt im Blick. So hält Schröder mit Rückgriff auf Rosa fest, dass der einzelne Mensch in seiner Weltbeziehung von sogenannten Resonanzerfahrungen lebt. Resonanzerfahrungen sind Erfahrungen, die den Einzelnen besonders berühren, seien es Erfahrungen mit Mitmenschen, in der Natur, mit Musik oder Sonstigem. Charakteristisch für solche Resonanzerfahrungen ist, dass sie unverfügbar sind. Sie lassen sich weder planen, „noch kann alles verstehbar gemacht werden, was dabei geschehen ist“¹¹.

In einem zweiten Schritt – diesmal in Rückgriff auf DeLorenzo – geht es darum, sich zu fragen, ob es sich bei der gemachten Erfahrung um eine Glaubens-/eine Gotteserfahrung handeln kann. Resonanzerfahrungen oder „Storys of Grace“, wie sie bei DeLorenzo heißen, müssen dabei nicht explizit religiös sein und auch keine „Ereignisbomben“ wie etwa Bekehrungen oder dergleichen. Um das Leben nach Storys of Grace zu durchkämmen, genügt es, an „biographisch bedeutsame Ereignisse“ zu erinnern, Ereignisse, die „worth exploring“ sind. Übersetzt: Ereignisse, die für den Einzelnen so bedeutsam sind, dass er/sie ihnen nochmals nachgehen möchte. Diese sollen dann nicht gleich kategorisiert und in Schubladen eingeordnet werden, sondern in der Deutung dieser Ereignisse soll die „Realität der Gnade“ als Interpretationskategorie zugelassen werden. Das Ereignis darf im „Licht der Gnade“ re-flektiert werden. Wichtig dabei ist, dass diese eigene Deutung gegenüber den Zuhörenden nicht als absolut gesetzt wird. So kann die erzählte Erfahrung bei ihnen möglicherweise auf andere Weise zur Resonanzerfahrung werden.¹² Meine zu Beginn beschriebene Erfahrung war für mich eine solche Story of Grace und ich deute sie bis heute als Gotteserfahrung. Trotzdem bleibt klar, dass ich sie als solche niemals beweisen kann und auch verbal nie ganz wiedergeben kann, was damals genau geschah. Es bleibt eine Story of Grace, von der ich nur Zeugnis geben, nur erzählen kann.

11 Schröder, Voll die Gnade?

12 Vgl. Ebd., S. 440.

7. Toleranz auch im Bereich der Gottesbeziehungen!

Die Gottesbeziehung ist ein Teil von christlicher Spiritualität. Dass wir in der Kirche eine enorme Bandbreite und Unterschiedlichkeit an Spiritualitäten haben, ist selbstredend klar. Weniger selbstverständlich unter Christinnen und Christen ist eine Haltung der Toleranz gegenüber Spiritualitäten, die sich von der eigenen stark unterscheiden. Zwischen unterschiedlichen kirchlichen Gruppen höre ich immer wieder von Abwertungen. Besonders irritierend sind diese, wenn sie von Gruppen ausgehen, die Toleranz als eines ihrer Markenzeichen ausgeben. Von BDKJlern hörte ich gegenüber geistlichen Gemeinschaften Zuschreibungen wie „alles fromme Freaks“. Umgekehrt hörte ich Vorwürfe, dass BDKJler ja eigentlich „nur“ politisches Engagement betreiben würden und sich eigentlich ja gar nicht richtig kirchlich bzw. katholisch verhielten. Ich vermisste hier eine Haltung, die sich für die Spiritualität der anderen interessiert und danach fragt. Eine Haltung, die die anderen in ihrer Gottesbeziehung und im Leben einer Spiritualität sieht. Sei es nun nach der „Sieben-Schritte-Methode“ des Bibelteilens, sei es im Austausch über eine Passage aus dem Evangelium, sei es beim Glaubenszeugnis eines Freikirchlers auf dem Marktplatz oder in einer Aktion des BDKJ gegen die Verurteilung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften. Wenn ich erahnen möchte, wo der/die Andere eine Gotteserfahrung erlebt hat oder verstehen möchte, was sein/ihr Engagement mit seinem/ihrer Glauben zu tun hat, muss ich mich wirklich ganz

auf ihn/sie einlassen, von ihm/ihr her versuchen zu denken und zu fühlen und letztlich nicht nur mit den Ohren hören, was er/sie sagen möchte. Ich bin der Meinung, es braucht hier ein großes Maß an Einfühlungsvermögen, das in der Pastoral und überhaupt innerkirchlich noch entwickelt werden muss. Ich muss aushalten können, dass der/die andere eine vielleicht völlig konträre Spiritualität hat, ein womöglich völlig anderes Gottesbild, eine andere Gottesbeziehung und vielleicht auch eine völlig andere Art über seine Gotteserfahrungen zu sprechen. Wäre es nicht großartig, wenn wir hier innerkirchlich ein Zeugnis von – überall geforderter, aber selten gelebter – Toleranz im Bereich von Spiritualitäten und Gottesbeziehungen geben würden? Wäre es nicht großartig, zu einer Haltung zu kommen, die die Spiritualität der anderen nicht in Abgrenzung zur eigenen bewertet, sondern die die eigene gewissermaßen verlässt, um ganz von dem/der anderen her zu denken. Wäre es nicht großartig zu einer Haltung zu kommen, die Thomas Dienberg wie folgt beschreibt: „Die Spuren Gottes lassen sich im Antlitz des anderen finden, so fremd es mir sein mag. Das erfordert eine Offenheit und eine Liebe zum anderen, die ich immer wieder von neuem einüben muss.“¹³ Solche Haltungen sind zentrale Pflastersteine für den Weg einer Kirche der Zukunft und des gemeinsamen Weges auf Gott hin. Es wäre der Weg, der nicht „einer Dynamik der Vereinnahmung,

13 Anzeiger für die Seelsorge, 7-8 20218: <https://www.herder.de/afs/hefte/archiv/2018/7-8-2018/der-grundinspiration-meines-lebens-trauen-aus-den-quellen-leben/>, zitiert am 26.10.2021.

sondern der Entäußerung folgen“¹⁴ würde. Die Pluralität in geistlichen Dingen bleibt und mit ihr die Aufgabe, Gott darin immer wieder neu zu entdecken.■

Kurzfassung

Der Pastoraltheologe und Hochschulseelsorger Marius Grath stellt in seinem Beitrag Ansätze einer narrativen Theologie vor. Grath, der selbst von seiner persönlichen Gotteserfahrung berichtet, betont, dass der „Glaube eben nicht in erster Linie eine Ansammlung von Lehrsätzen ist, sondern zuallererst Gottesbeziehung“. Gerade die Bibel zeige schon im Alten Testament, dass Menschen von ihrer Beziehung mit Gott erzählen. Und wo Menschen heute von ihrer Gotteserfahrung berichten würden, stünden sie genau in dieser biblischen Tradition. Das Erzählen sei wichtig für die Glaubensbildung, so der Pastoraltheologe, das Leben gehe nicht auf im Erklärbaren. Gerade im Bereich der pastoralen Arbeit wünscht sich Grath mehr das Erzählen „im Modus des Selbstzeugnisses“ und nicht „im Modus theologisch-akademisch korrekter Rede“. Wichtig sei schon, in reifer Weise von Gott zu sprechen und nicht von Gott als einem Deus ex machina, aber er müsse als Person

erfahrbar werden, als ein Gott, mit dem man eine „innige Beziehung aufbauen“ könne. Als Beispiel einer gelungenen Rede von Gott bezeichnet der Autor das Buch des Theologen Daniel Schneider, der 21 Menschen zu Wort kommen lässt. Darin würde eine beeindruckende „Fülle an Spiritualitäten und Gottesbeziehungen“ deutlich. Grath bezeichnet diese Publikation als einen gelungenen Versuch praktizierter narrativer Theologie. Er wünscht sich den Mut, dass das Gespräch über die persönlichen Gotteserfahrungen in der Kirche wächst und so als „Storys of Grace“ bei vielen Menschen eine Resonanz auslösen kann. Auch wenn es unter den zahlreichen, sehr unterschiedlichen Gruppierungen Befremdungen über die Sprache der jeweils anderen gebe, so sei es dennoch wichtig, dass Offenheit, Toleranz und Neugier für die Vielfalt an Erfahrungen wachse.

14 Knut Wenzel, Narrative Theologie revisited, in: Lebendige Seelsorge, 70. Jahrgang, Vom Zauber des Erzählens, 6/2019, S. 402.

Der Gourmet – oder: die heutige Wirklichkeit im Glauben „an Sein Wort im anderen“

Dr. Andree Burke arbeitet als Referent für Personalentwicklung und Fortbildung im Erzbistum Hamburg. In seinem Beitrag spricht er von den Voraussetzungen, wenn jemand von Gott sprechen möchte: er/sie muss sich „darin einüben, zu sehen, wahrzunehmen, zu entdecken – oder: zu empfangen“. Burke verwendet sodann den Begriff „Gourmet“ als „Metapher für den Stil Jesu von Nazareth“. Denn der Gourmet sei jemand, der alles gibt, um „empfangen zu dürfen“.

Von Gott zu erzählen, bedeutet mehr und anderes, als bloß anschauliche Gewissheiten in Worte zu kleiden – zumindest dann, wenn die Rede von Gott mehr und anderes ist als ein intellektueller Hahnenkampf. Klaus Hemmerle wusste: „Nur Gott spricht gültig von Gott. Dass ER spricht, ist deine Sache.“¹ Und fügte dem an erster Stelle die Aufforderung hinzu: „Glaube an Sein Wort im anderen.“ Schon daraus lässt sich schließen: Das Wort kann entdeckt werden, aber das Gespräch eröffne nicht ich; ich finde vielmehr ein Gespräch in einer je eigenartigen Tonalität (vielleicht ist es ein offenes, vielleicht ein verbittertes, vielleicht ein heiteres Gespräch) vor, wenn ich einem Menschen begegne. Wer von Gott erzählen will, muss sich insofern darin einüben, zu sehen, wahrzunehmen, zu entdecken – oder: *zu empfangen*.

Der Gourmet

Um das zu vertiefen, möchte ich ein Bild entwickeln, eine Art Metapher. Es

¹ Tagungsnotiz von einer Klausurtagung des Diözesanpriesterrats im Bistum Aachen, online veröffentlicht unter <https://klaus-hemmerle.de/de/werk/von-gott-sprechen.html#/reader/0>.

_ANDREE BURKE

entstammt einer kulturellen Szene, die sich breiter Aufmerksamkeit erfreut: Das Kochen und das gute Essen sind vielen ein beliebter Zeitvertreib. Von daher wird man diesem breit genutzten Begriff kaum ausweichen können: Man findet Gourmet-Restaurants in der Stadt, Gourmet-Rezepte im Internet, Gourmet-Gerichte in der Tiefkühlabteilung – und ja, unter Umständen sogar jemanden im eigenen Bekanntenkreis, den man so nennen würde: einen Gourmet².

Was bedeutet es, ein Gourmet zu sein? Landläufig wird hier und da der Begriff auf diejenigen hin angewendet, die sich besonders teure Speisen leisten können. Man meint dann vielleicht jemanden, dem es nichts ausmacht, an einem Abend viel Geld in einem Restaurant auszugeben. In dieser Hinsicht kann Gourmet eine Art (soziale) Statuszuschreibung bedeuten: „Der (oder die) kann es sich ja leisten!“

Solche Gourmets mag es geben. Ich mei-

ne aber etwas anderes. Der Gourmet, von dem ich spreche – vielleicht darf ich sagen: der *leidenschaftliche Gourmet* –, isst nicht etwa deshalb fein, *weil er es kann*, sondern investiert, was er hat, für etwas, das mit Sicherheit vergehen wird; der leidenschaftliche Gourmet setzt alles auf den Moment. Und insofern käme es einer Geringschätzung des Moments gleich, würde es dem Gourmet „nichts ausmachen“, ihn zu erleben: Der Gourmet gibt alles, um empfangen zu dürfen.

Anders als ein Gourmet handelt unter Umständen eine Person, der feine Autos zusagen. Denn diese investiert in etwas, das in der Regel wiederverkäuflich ist und insofern eine Wertentwicklung durchläuft. Im Gegensatz dazu investiert der Gourmet in ein einmaliges Ereignis, das er weder ökonomisch verwerten noch in seiner einmaligen Erlebnisqualität reproduzieren kann. Er kann es sich noch nicht einmal verdienen (selbst wenn er es bezahlt!) oder es vorhersagen (selbst wenn es ihm empfohlen wird!). Denn was sich ihm einmalig ereignet, muss sich seiner Vorstellungskraft entziehen, muss einen Überschuss des Unerwart-

2 Der Begriff „Gourmet“ kennt im Deutschen kein Femininum. Ich nutze ihn in seiner maskulinen Form zur Bezeichnung aller Geschlechter.

baren bieten – andernfalls wäre es die Investition kaum wert; zumindest nicht die Investition, mit der der leidenschaftliche Gourmet alles aufs Spiel setzt. Der leidenschaftliche Gourmet bleibt angewiesen auf eine Wirklichkeit, die auf ihn zukommt und die er empfängt. Für ihn *ist das Ereignis gut*.

Nur unter dieser Voraussetzung kann der Gourmet überhaupt genießen, kann er „leidenschaftlicher Gourmet“ sein. Wer etwas isst oder trinkt, weil er es sich leisten kann, gibt sein Handeln der Normalität und dem Gewöhnlichen preis. Dem Gourmet gelingt etwas weitaus Bedeutsameres, wenn und weil er die zyklischen, sich wiederholenden, letztlich doch immer gleichen Vorgänge des Lebens – eben: zu essen und zu trinken – durchbricht und einmalig, besonders macht.

Insofern bezahlt der Gourmet nicht dafür, satt zu werden. Er bezahlt vielmehr für etwas, das eigentlich kein „Etwas“ ist, sondern sich bloß flüchtig im Genuss entbirgt. Mit Emmanuel Lévinas³ kann die Investition des Gourmets in diesem Sinne als ein Versuch der Welterschließung verstanden werden, die das *Glück des Genusses* ernst nimmt. Bemerkenswert am Verhalten des Gourmets ist es, dass es sich der Gegenseitigkeit ökonomischer Nützlichkeit und letztlich auch dem entzieht, was man im Stile griechischer Philosophie vielleicht ‚vernünftig‘ nennen würde: Es geht weniger darum, einer *Idee* nachzueifern; der Genuss will nicht haben, sucht keinen Zustand, sondern

genügt sich für einen Moment lang selbst. Genuss ist dem Idealen unverfänglich und insofern für Lévinas die Bedingung des Ethischen, das sich erst aus der im Genuss zu eigen gemachten Welt vernünftig erschließen lässt. Das Beispiel vom Gourmet veranschaulicht es: *Zuerst* kommt der Genuss, das Erlebnis, die Welterschließung im Moment *und dann* die Einordnung, die Beschreibung des Erlebten, die sich Kategorien des Bewertbaren zugänglich zeigt. Empfangen geht dem Sein voraus.

Noch einmal zeigt sich an dieser Stelle etwas, was den leidenschaftlichen Gourmet von der landläufig ebenso genannten Person, die sich teures Essen leisten kann, unterscheidet: die Wachsamkeit und die Neugierde. Der leidenschaftliche Gourmet vermag es dem Maßstab vorgängiger Bewertungen zu entfliehen; er selbst setzt die Maßstäbe, von denen der falsche Gourmet sich beeindruckt zeigt und leiten lässt. Der leidenschaftliche Gourmet stellt die eigentliche Ordnung (Empfangen geht dem Sein voraus) im Setzen von Maßstäben wieder her.

Die Wirklichkeit in den Augen Jesu

Jesus von Nazareth wird man sicherlich nicht einen Gourmet nennen können. Aber von ihm werden Eigenarten, ein Stil, überliefert, die und den ich besser nachvollziehen kann, indem ich mich mit den Wesenszügen des Gourmets beschäftige. In diesem Sinne stelle ich den Gourmet als *Metapher für den Stil* Jesu von Nazareth vor. Und Metaphern kennzeichnet, dass sie latent daneben liegen – sie können nur deshalb Metaphern sein, weil etwas an dem, was sie vermitteln, falsch bleibt

³ Zum Folgenden vgl. Stegmaier, Werner: Emmanuel Lévinas zur Einführung, Hamburg 2009, S. 110-119.

und gerade dadurch eine Differenz zu ihrem Sinngehalt offengehalten wird.⁴ Ich möchte nur einige wenige selektive evangelische Anknüpfungen bieten, die vielleicht anschaulich machen können, was die Metapher vom Gourmet eröffnet.

Jesus von Nazareth setzt alles aufs Spiel. Das gilt zum einen im Hinblick auf den großen Zusammenhang seines Lebens und die Passionserzählungen bis hin zur Verlassenheit am Kreuz. Jesus von Nazareth gibt für seine Botschaft vom anbrechenden Reich Gottes sein Leben, gibt alles her. Es gilt zum anderen aber auch von mehreren kleineren Episoden, die aus seinem öffentlichen Wirken bekannt sind. Immer wieder wird berichtet: Jesus von Nazareth bricht provokant mit sozial üblichen Verhaltensweisen, Konventionen und gewohnten Identitätskonfigurationen und geht damit teils hohe Risiken ein, zum Beispiel bei der „Tempelreinigung“ (vgl. Mt 21,12-17 parr) oder seiner zeitweisen Rückkehr nach Nazareth, die darin endet, dass er vom Abhang des Berges gestoßen werden soll (vgl. Lk 4,16-30). Man wird sagen können: Jesus von Nazareth setzt seine Existenz, seine Identität, sein Ansehen regelmäßig aufs Spiel für das, was ihm wichtig ist.

Was ihm wichtig ist, seine Predigt, die eine Umänderung der Denkart einfordert⁵, ist dabei weit mehr als eine *informative* Botschaft, die bloß mit den

Mitteln der Vernunft *einzusehen* wäre. Sie beschreibt vielmehr eine Weise der Welterschließung, die den Moment, das Ereignis, zum Ausgangspunkt des Anbruchs des Reiches Gottes nimmt (vgl. Mk 1,15). Von daher wird vielleicht plausibel, weshalb es einen Zusammenhang zwischen dem aufs Spiel gesetzten Leben und der Botschaft geben muss: Das Reich Gottes ist keine Information und kein Text. Es wird empfangen, wo die Gnade Gottes (leben zu *dürfen*) beim Menschen ankommt.

Wohl deshalb sind es oftmals auf den ersten Blick ganz schlichte Ereignisse, aus denen den Evangelisten berichtenswerte Episoden werden: Ein blinder Bettler ruft Jesus nach und wird von ihm gehört (vgl. Lk 18,35-43 parr), ein moralischer Versager versteckt sich im Baum und wird von Jesus wahrgenommen (vgl. Lk 19,1-10), eine blutflüssige Frau berührt den Saum vom Gewand Jesu, der dies bemerkt (vgl. Mk 5,21-43). Die drei Episoden (und viele andere auch) verorten den Anbruch des Reiches Gottes im Ausgang von Momenten, in denen Jesus von Nazareth „kleine Entscheidungen“⁶ trifft – die zunächst einmal schlicht darin bestehen, diese unscheinbaren Menschen wahrzunehmen. Notwendig dazu ist der im Beispiel Jesu indikativisch zugängliche Imperativ, also: der „Glaube an Sein Wort im anderen“.

Jesus von Nazareth investiert dabei nicht in etwas, das ihm erwartungsgemäß zum Verdienst würde. Natürlich:

4 Vgl. Feiter, Reinhard: Das Evangelium wird zur ‚guten Nachricht‘, in: Feiter, Reinhard; Müller, Hadwig (Hgg.): Frei geben. Pastoraltheologische Impulse aus Frankreich, Ostfildern 32013, S. 139-152.

5 Vgl. Tiefensee, Eberhard: ‚Umänderung der Denkart‘. Mission angesichts forcierter Säkularität, in: Ökumenische Informationen 43 (22. Oktober 2019).

6 Vgl. Theobald, Christoph: Hören, wer ich sein kann. Einübungen (Bildung und Pastoral; 5), Ostfildern 2018, S. 129.

Vom Blinden heißt es, er „folgte Jesus nach“ (Lk 18,43). Beim Zöllner Zachäus hingegen stellt Jesus bloß fest: „Heute ist diesem Haus Heil geschenkt worden“ (Lk 19, 9). Und der blutflüssigen Frau sagt Jesus zu: „Meine Tochter, dein Glaube hat dich gerettet.“ Und fügt direkt an: „Geh in Frieden!“ (Mk 5,34). Entscheidend für Jesus ist offensichtlich nicht das Commitment derer, denen er begegnet – er fordert keinen der drei von sich aus dazu auf, sich an ihn zu binden. Ihm *ist das Ereignis gut*.

Und insofern kann Jesus von Nazareth (neue) Maßstäbe setzen: Weil das Ereignis der Gnade Gottes *gut ist*, „ist es am Sabbat erlaubt, gut zu handeln“ (Mt 12,12). Gnade steht über positivistischer Rechtsauslegung. Das Recht, die Ethik, wird dem Empfangen der Gnade (Leben zu dürfen) nachgeordnet. Dass Jesus von Nazareth hierdurch wiederum auf riskante Weise für seine Botschaft vom anbrechenden Reich Gottes einsteht, zeigt sich zwei Verse weiter: „Die Pharisäer aber gingen hinaus und fassten den Beschluss, Jesus umzubringen.“ (Mt 12,14).

Auf dreifache Weise habe ich nun Anknüpfungen vom Stil Jesu zur Metapher des Gourmets anzudeuten versucht: Es geht ihren jeweiligen Wesenszügen darum, etwas aufs Spiel zu setzen, um Ereignissen gerecht werden zu können. Die Ereignisse sind sich dadurch selbst genug, sind gut, wenn sie Leben und Welt erschließen. Und nicht das, was *ist*, sondern das, was *geschieht*, kann dadurch zum Maßstab des Welt- und Sinnerlebens werden.

Christ_in sein

Christ_in sein heißt anzunehmen, dass Christus ein Erster, nicht ein Einziger ist.⁷ Deshalb hilft es dem Christ_in-Sein, die Wirklichkeit mit den Augen des Christus, Jesus, sehen zu lernen. Und das ist in seiner Radikalität selbstverständlich überfordernd. Dazu braucht es Bilder. Aber nicht solche Bilder, die (gewissermaßen fotografisch) zu dokumentieren versuchen, wie etwas ist oder sein sollte, sondern Bilder, an denen man sich abarbeiten kann, um Stück für Stück zu entwickeln, was das je für mich heißt: ein_e Christ_in zu sein. Der Gourmet ist für mich ein solches Bild, gerade weil es irritiert. Insofern nutze ich diese Metapher, um zu veranschaulichen, dass der Stil des Empfangens des Gourmets Ähnlichkeiten zum Stil des Empfangens der/des Christ_in aufweist.

Wie beim Gourmet, wenn auch in völlig anderer Weise, kann es zu einer Art sozialer Statuszuschreibung werden, Christ_in zu sein. Der soziale Status wird sich nicht einfach überblenden lassen, aber um ihn geht es eigentlich nicht. Denn das leidenschaftliche Christ_in-sein entscheidet sich am Einstehen für die Botschaft vom Gott Jesu von Nazareth – und zwar zunächst einmal unabhängig von jeglicher durch soziale Faktoren (wie zum Beispiel „Mitgliedschaft“) geprägten Identitätskonfigurationen: Empfangen geht dem Sein voraus.

7 Vgl. Reuter, Wolfgang: Krankenhausseelsorge – ein Paradigma „zeugender Pastoral“? In: euangel (1 / 2019) sowie Theobald, Christoph: Christentum als Stil. Für ein zeitgemäßes Glaubensverständnis in Europa (Veröffentlichungen der Papst-Benedikt XVI. Gastprofessur an der Fakultät für Katholische Theologie der Universität Regensburg), Freiburg i. Br. 2018.

Von daher wäre es völlig falsch, auf Grundlage des bislang Entwickelten zur Idee eines Zwei-Klassen-Christentums zu kommen; eher im Gegenteil. Vielmehr gerät in den Blick, dass sich ein Handeln *als christliches Handeln entpuppen kann*, weil es Anteil nimmt an der *Botschaft* Jesu von Nazareth – ohne damit irgendeine Statuszuschreibung zu beanspruchen. Ist nicht anzunehmen, dass es eine ganze Reihe von Menschen gibt, die womöglich ohne explizites christliches Bekenntnis leidenschaftlich „an Sein Wort im anderen“ glauben, *indem* sie heilen, helfen, lieben?

Solcher Glaube verlangt keine Beitritts-erklärung, kein explizites Commitment. Man findet ihn trotzdem vor – und vielleicht ist das ein Grund dafür, anzunehmen, dass die Botschaft vom Gott Jesu von Nazareth sich weiter verbreitet. Allerdings vielleicht weniger in der Form eines sättigenden Zustands als vielmehr im unscheinbaren Geschehen, das unseren Alltag zu durchbrechen vermag, das die zyklischen Vorgänge des Lebens stört.⁸

Daher kann die/der Christ_in *empfangen*, wie der Gourmet es kann. Der Gourmet eifert keiner Idee nach, er sucht keinen Zustand zu reproduzieren, sondern ihm *ist das Ereignis gut*. Aus dem im Ereignis Empfangenen schafft der Gourmet eine neue Ordnung, setzt einen Maßstab anhand des Erlebten (und schattet das Ereignis gerade nicht durch

einen vorgängig gesetzten Maßstab ab). Das gleiche gilt vom Auftreten Jesu von Nazareth.

Empfangen üben

Letztlich entpuppt sich die Metapher vom Gourmet aber natürlich als eine *stilisierte* Metapher. Und gerade als solche hat sie etwas zu sagen. Denn ob es den leidenschaftlichen Gourmet überhaupt gibt – oder ich ein Idol gezeichnet habe –, ist nicht entschieden. Hingegen ist für Christ_innen entschieden, dass es Christus als Ersten, dem sie nachfolgen – insofern ebenfalls eine Art „Idol“ – gegeben hat und gibt. Christus ist keine Metapher, sondern der, auf den hin die stilisierte Metapher vom Gourmet ihren Sinngehalt eröffnen will. Gut ist die Metapher deshalb dann, wenn sie nützt.

Auf der Website www.klaus-hemmerle.de haben Mirjam Gödeke und Hadwig Müller eine sehr lesenswerte Resonanz auf jenen Text Klaus Hemmerles veröffentlicht, mit dem ich diesen Artikel betitelt und begonnen habe. „Diejenigen, die geben wollen, sollen empfangen üben“⁹, heißt es darin. Prägnanter kann ich nicht zusammenfassen, was es bedeutet, „an Sein Wort im anderen“ zu glauben. *Empfangen üben* ist das, was das Bild vom Gourmet eröffnen soll. Und es lässt sich mit zwei Formulierungen zusammenfassend einschärfen und vertiefen: 1) *Empfangen geht dem Sein voraus* – Wirklichkeit verdankt sich einem Überschuss, der unerwartbar und unverdient als Zukunft auf uns zukommt. Und 2) *Lass es gut sein* – das

8 Für Christoph Theobald ist insofern eine Phänomenologie des Alltags notwendig, um die besonderen Ereignisse zu entdecken, von denen her sich erschließt, wofür es sich zu leben lohnt, vgl. Theobald, Christoph: Brennendes Interesse am Alltag der Menschen, Vortrag, abgedruckt in: Hören, wer ich sein kann. Einübungen (Bildung und Pastoral; 5), Ostfildern 2018, S. 185-198.

9 <https://klaus-hemmerle.de/de/resonanzen-detail/sprache-des-glaubens.html#/reader/5>

Ereignis genügt, um gut zu sein; dankbar kann sich zeigen, wem sich Zukunft eröffnet.

Die/der Christ_in weiß von Gott als Urheber und Garanten des Lebens und der Zukunft. Wie viel mehr sollte die/der Christ_in von der Begegnung mit einem Menschen erwarten, als dass sich die Möglichkeit zu leben, die Gewissheit einer des Sinns vollen Zukunft eröffnet? Genügen diese Momente nicht, um anzunehmen, dass in ihnen das Reich Gottes sichtbar anbricht?

Auch wenn damit noch nicht alles gesagt ist, ist insofern ein Anfang gemacht; ein Anfang mit der Wirklichkeit des Menschen, die Gott gewährt. Wie der leidenschaftliche Gourmet hat die/der Christ_in einen Grund dafür, alles für diese Momente zu geben, in denen sie oder er diese Wirklichkeit empfangen darf. Sie oder er riskiert damit viel. Aber das Risiko rechtfertigt und entbirgt sich als praktizierte Hoffnung. ■

Kurzfassung

Dr. Andree Burke, Referent für Personalentwicklung und Fortbildung im Erzbistum Hamburg schreibt in seinem Beitrag von den Voraussetzungen, wenn jemand von Gott sprechen möchte: er/sie muss sich „darin einüben, zu sehen, wahrzunehmen, zu entdecken – oder: zu empfangen“. Der Autor arbeitet mit der Metapher „Gourmet“, gar des „leidenschaftlichen Gourmets“, der alles investiere für etwas, das vergeht, für den Moment. Er gebe alles, „um empfangen zu dürfen“. Bei einem Gourmet komme zuerst „der Genuss, das Erlebnis, die Welterschließung im Moment und dann die Einordnung, die Beschreibung des Erlebten“. Im weiteren Text stellt Burke „den Gourmet als Metapher für den Stil von Jesus von Nazareth“ vor – auch wenn man Jesus nicht unbedingt einen „Gourmet nennen“ könne. Aber wie ein Gourmet setze er alles aufs Spiel, „seine Existenz, seine Identität, sein Ansehen“. Das, „was“ Jesus wichtig ist, „seine Predigt“ sei mehr als eine informative Botschaft“. Sie beschreibe vielmehr eine „Weise der Welterschließung“, die den „Moment [...] zum Ausgangspunkt des Anbruchs des Reiches Gottes“ nehme. Am Beispiel dreier Episoden aus den Evangelien beschreibt der Autor, dass ihm „das Ereignis der Gnade Gottes gut ist“ – das Recht und die Ethik sei „dem Empfangen der Gnade nachgeordnet“. Im Blick auf das Sein von Christen könne es

laut Burke, wie beim Gourmet zu einer „Art sozialer Statuszuschreibung“ kommen. Aber darum gehe es nicht, denn das Einstehen für die Botschaft Jesu definiere sich nicht aus dem sozialen Status, sondern immer aus der Haltung, dass dem Empfangen das Sein vorausgehe. So sei es doch anzunehmen, „dass es eine ganze Reihe von Menschen gibt, die womöglich ohne explizites christliches Bekenntnis leidenschaftlich ‚an Sein Wort im anderen‘ glauben, indem sie heilen, helfen, lieben.“ So plädiert der Autor in seinem letzten Kapitel dafür, dass all diejenigen, die geben wollen, das Empfangen üben sollen.

Die Stille spricht vom Unaussprechlichen

Jakob Paula, Priester des Erzbistums München-Freising, lebt seit sechs Jahren in einem Anbau des Klosters Heilig Blut der Karmelitinnen in Dachau. In seinem eremitenähnlichen Leben sucht er in der Stille die Stimme des Unaussprechlichen, des Gottes, der „ohne sich aufzudrängen, das ‚Flüsterlied der Liebe‘ in die Seele singt“.

Biographische Vorbemerkung

Seit sechs Jahren lebe ich in einer eremitenähnlichen Lebensform. Mein Zuhause ist ein Anbau an das Kloster Heilig Blut der Karmelitinnen in Dachau auf der einen Seite; auf der anderen Seite grenzt mein Garten an die KZ-Gedenkstätte. Zuvor war ich 27 Jahre als Priester in der Gemeindeseelsorge meiner Heimatdiözese München-Freising tätig; die letzten 21 Jahre nacheinander in zwei Gemeinden der Großstadt München. Zu meinem Erstaunen und zu meiner Freude ermöglichte mir mein Bischof die jetzige, deutlich stillere Lebensweise. Mein derzeitiger Tagesablauf lehnt sich an den Lebensrhythmus der 15 Schwestern im Karmel an: ich nehme nach Möglichkeit an den Chorgebeten teil, feiere täglich mit den Schwestern und einer kleinen Gemeinde die Eucharistie, versuche jeweils vormittags und nachmittags eine längere Zeit des stillen, persönlichen Gebets zu halten; vormittags stehen körperliche Arbeiten im Garten und Haus an, nachmittags empfangen ich Gäste zu Gespräch, Beichte

_ JAKOB PAULA

oder geistlicher Begleitung (manchmal gebe ich Exerzitien für einzelne oder kleine Gruppen); der Abend gehört dem Beantworten von E-Mails und Briefen, der Lektüre und dem Studium. Einmal im Monat begleite ich eine Gruppe – meistens Schüler – auf einem Rundgang durch die KZ-Gedenkstätte; manchmal schreibe ich, wie gerade jetzt, einen Artikel für die eine oder andere Zeitschrift.

Verzicht und Befreiung

Nach den langen Jahren in der Gemeindegeseelsorge erlebte ich den Beginn meines eremitenähnlichen Lebens zunächst als große Befreiung: mit einem Mal war ich nicht mehr für alles Mögliche verantwortlich; mit einem Mal stand ich nicht mehr ständig im Fokus von Erwartungen; mit einem Mal war ich herausgelöst aus den Strukturen des Funktionieren-Müssens. Ich war auf einmal frei! Die andere Seite dieser Freiheit ist das Verzichten: Verzichten darauf, dass man nicht mehr gefragt ist, dass man nicht mehr wichtig ist, dass man ganz einfach nicht mehr überall dabei ist. Das Wesentliche meiner

neuen Lebensweise ist das Sich-Einfügen in eine vorgegebene Lebensform: Ein Tag gleicht dem anderen. Die Zeit läuft gleichförmig ab, weitgehend ohne Hetze, Anspannung oder Stress. Die Zeit fließt wie ein ruhiger Fluss mit klarem Wasser ohne Staudamm oder Wasserfall: ein Fluss des Friedens. Der Raum meines Lebens besteht aus meiner Klausur, dem Garten und der Kirche. Ausflüge sind selten und beschränken sich auf kleine Distanzen. Die Ortstreue verleiht zusammen mit der gleichförmigen Zeit meinem Leben eine große Ruhe ohne äußere Zerstreuung oder Ablenkung. Vergegenwärtige ich mir, wie viele Bilder während meines vorherigen Lebens die Netzhaut meiner Augen überschwemmten und wie viele Worte und Geräusche in meine Ohren eindringen, dann wird mir schlagartig bewusst, welche Veränderung in meinem äußeren Leben eingetreten ist.

Kommunikation

Dasselbe gilt auch für das kommunikative Leben: als Pfarrer begegnete ich täglich etwa 100 Menschen von Ange-

sicht zu Angesicht und noch viel mehr Passanten auf der Straße oder anderswo. Jedenfalls, grob gerechnet, 15 Menschen im Werktagsgottesdienst, 20 Schüler im Religionsunterricht, 10 Angestellte und Besucher im Pfarrbüro, hinzu kommen die Teilnehmer an einem Senioren-Nachmittag, einer Firmvorbereitungsstunde, einem Gemeindegremium, beim Bibelabend usw. und manchmal ist auch noch eine Beerdigung dazwischen. Also ca. 100 Leute, aber diese Kontakte sind meistens funktional und flüchtig. Als Pfarrer ist es zudem die tägliche Aufgabe und Herausforderung, in verschiedenen Kommunikationssituationen ständig direkt oder indirekt von Gott zu sprechen. Diese berufliche Verpflichtung, zu der noch die Vorgaben des liturgischen Sprechens hinzukommen, bringt die Gefahr mit sich, im schlechten Sinn routiniert-professionell in zu Floskeln verkommener Sprache daherzureden. Das Sprechen von Gott kann oft unmerklich zu einer leeren Gewohnheitsrede werden. Nichts ist wichtiger als sich dieser Gefahr bewusst zu sein und darüber zu erschrecken! – Heute, in meinem neuen Leben, kommt am Nachmittag normalerweise nur eine Person zum Gespräch, und es kommt – so Gott will – zu einer wirklichen Begegnung und zu einem aufrichtigen Gespräch.

Viele Jahre war ich in dem Versuch, mit dem Unaussprechlichen zu kommunizieren, also zu beten, auf eine hörbare Antwort ausgerichtet. Immer wieder kam mir ein Psalmvers in den Sinn, den ich oft und oft wiederholte: „Herr, ich warte voll Vertrauen auf dein Wort!“ (vgl. Psalm 130,5). Ich wartete und lernte vor allem

Geduld. Tröstlich finde ich heute einen weiteren Psalmvers: „Gefallen hat der Herr an denen, (...) die voll Vertrauen warten auf seine Huld.“ (Psalm 147,11). Ich bin nicht mehr so fixiert auf ein Wort, sondern lebe in der Erwartung der Huld Gottes und freue mich daran, dass solches Warten ihm gefällt. Inzwischen habe ich einen solchen Respekt vor dem Wort Gottes, dass ich es nicht mehr wage, um ein solches zu bitten, es sei denn, mit dem Wort würde mir auch die Fähigkeit zu verstehen und zu gehorchen mitgegeben. Anders ausgedrückt: Zum Warten auf ein wegweisendes Wort Gottes ist mehr und mehr ein gesunder Schrecken vor dem Wort Gottes hinzugekommen, so dass ich nur noch mit einer gewissen Vorsicht um sein Wort bitte. Auf diese Weise hat sich analog zur Kommunikation mit den Menschen auch das Gebet als Sprechen mit Gott vereinfacht und vertieft.

Stille und Schweigen

Stille und Schweigen sind nicht ganz dasselbe. Stille ist ein Zustand äußerer Lautlosigkeit und innerer Ruhe. Nicht immer geht beides zusammen: es kann äußerlich tatsächlich Stille sein, und im inneren Leben werden die Turbulenzen gerade dadurch umso deutlicher; aber auch umgekehrt: Mitten im bunten, geschäftigen, lauten Leben kann die Seele dennoch ganz ruhig bei sich sein, wie wenn sie in einem anderen Land zuhause wäre. Es gibt eine erwartungsvolle und heiter-entspannte Stille und andererseits auch eine lähmende und bedrückende Stille. Der Zustand der Stille kann bis zu einem gewissen Grad herbeigeführt

werden; schöner ist es, wenn die Stille sich von selbst einstellt.

Schweigen ist ein Tunwort: allerdings bezeichnet es ein Nicht-mehr-Tun und ein Noch-nicht-Tun, nämlich das Nicht-mehr-Reden oder das Noch-nicht-Reden. Wenn Goethe in seinem bekannten Gedicht „Wanderers Nachtlied“ schreibt: „Die Vögelein schweigen im Walde“, macht das nur Sinn, wenn sie vorher gesungen haben; andernfalls wüsste man gar nicht, dass es Vögelein im Wald gibt. Schweigen kann nur ein Lebewesen, das auch Stimme hat und singen, brüllen oder reden kann. Wenn von einem Stein gesagt wird, er würde schweigen, ist das nicht ganz „stimmig“, bzw. eine rein metaphorische Redeweise.

Für das Leben in der Klausur ist eine Atmosphäre äußerer Stille eine große, wenn auch nicht zwingend notwendige, Hilfe, um innerlich still zu werden. Je mehr die innere Stille wächst, umso leichter fällt die Entschiedenheit, nur noch das Nötigste zu reden und darüber hinaus zu schweigen. Im Schweigen öffnet sich eine Hörfähigkeit für die „Huld des Herrn“, für das Wort Gottes. Aus dem Schweigen Gottes heraus und ins Schweigen des Menschen hinein wird das Wort geboren, das wie Licht in der Nacht ist. Eindrucksvoll liest sich das im Buch der Weisheit (18,14): „Als tiefes Schweigen das All umfing und die Nacht bis zur Mitte gelangt war, da sprang dein allmächtiges Wort vom Himmel herab...“.

Meister Eckhart (1260–1328) vergleicht die Seele des Menschen mit dem Tempel, aus dem Jesus die Händler vertreibt. Jesus kann im Tempel der Seele nur sprechen

und gehört werden, wenn alle anderen Stimmen zum Schweigen gebracht werden: „Seht, dies sollt ihr fürwahr wissen: Will jemand anders in dem Tempel, das ist in der Seele, reden als Jesus allein, so schweigt Jesus, als sei er nicht daheim, und er ist auch nicht daheim in der Seele, denn sie hat fremde Gäste, mit denen sie redet. Soll aber Jesus in der Seele reden, so muss sie allein sein und muss selbst schweigen, wenn sie Jesus reden hören will.“ (Deutsche Predigten; Predigt 1).

Wie spricht Gott in der Stille?

Paulus schreibt von der „verborgenen Weisheit Gottes, die Gott vor allen Zeiten vorausbestimmt hat zu unserer Verherrlichung.“ Diese verborgene Weisheit hat Gott „uns enthüllt durch den Geist, der nämlich alles, auch die Tiefen Gottes ergründet.“ Dieser Geist wiederum spricht nicht mit „Worten, wie menschliche Weisheit sie lehrt.“ Er lehrt, wie Paulus verkündigt, „was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat (...): das Große, dass Gott denen bereitet hat, die ihn lieben.“ (vgl. 1 Kor 2,7-13).

Anschaulich führt der Prophet Elia diese Haltung vor: Auf dem Berg Karmel sitzt er mit dem Kopf zwischen den Knien, d.h. mit geschlossenen Ohren, weil das, was er dort hört, von keinem Ohr gehört werden kann; und auf dem Berg Horeb verhüllt er sein Gesicht mit seinem Mantel, weil der, der ihm dort begegnet, von keinem Auge gesehen werden kann. Elia hört und sieht nach „innen“. Dort in der Stille des Herzens spricht der Unaussprechliche. Er spricht und verschweigt sich zugleich in der Stille. Johannes vom Kreuz (1542-1591) hat

dafür die schöne Bezeichnung gefunden: „Flüsterlied“. Die Seele wird von diesem Flüsterlied angerührt, aber auf eine ihr entzogene Weise – sie „weiß nicht wie“.

Gebet und Nähe

Die Stille und das Schweigen bereiten gleichsam den Boden für das Gebet. Ich bin sehr dankbar für das gemeinsame Gebet mit den Schwestern. Nach 27 Jahren, in denen ich das Stundengebet fast immer alleine gebetet habe, ist es ein großes Geschenk, wenn mich jetzt die Glocken zum gemeinsamen Gebet rufen. Das Gebet in Gemeinschaft und das persönliche Gebet in der „Zelle“ ergänzen sich gegenseitig. In letzter Zeit denke ich oft daran, dass wir als Menschen „bestimmt sind zum Lob von Gottes Herrlichkeit“ (Eph 1,12). Im Gebet und beim Gottesdienst werden wir dieser Bestimmung gerecht und daraus entspringt die Freude, in der Wahrheit zu leben. Ein Leben in Stille und Gebet trennt nicht von den Mitmenschen. Im Gegenteil! Das Herz wird weit und hat Platz für viele, die im Gebet mit gegenwärtig sind. Und auch die konkreten Begegnungen hören nicht auf, sondern gelangen zu einer tieferen Weise der Verbundenheit. Jeden Morgen bete ich, dass Gott mich heute zu einer Quelle der Güte für alle die machen möge, denen ich an diesem Tag begegnen werde.

Frère Roger von Taizé sagte sich oft: „Die Einsamkeit lieben und die Vereinzelung verabscheuen“, und: „Nichts ist verantwortungsbewusster als zu beten.“ Das Gebet weckt die Liebe zu den Nächsten in mir auf und spornt mich an, diesem Impuls zu folgen.

Die Wirkung nach außen

Die Frage nach Wirkung, nach Ausstrahlung oder schlicht nach dem Eindruck, den man auf andere Menschen macht, ist verführerisch. Schwer vorstellbar, dass man jemals ganz frei von dieser Sorge werden kann. „Vom Werk nicht lassen. Doch lassen von des Werkes Wirkung. Um Wirkung unbekümmert werken. Das ist das hohe Lassen! Der Gang der Freien!“ (Meister Eckhart). Das Samenkorn wird in die Erde gelegt und wächst über Nacht und man „weiß nicht wie“ (vgl. Mk 4,26.27). Zum Glück, denn andernfalls würde man ein pastorales Programm daraus machen wollen oder man würde stolz werden angesichts der scheinbar fruchtbaren Wirksamkeit. Die Kunst besteht im Wirken ohne beabsichtigte Wirkung; Wirken ohne wirken zu wollen. Diese Zurückhaltung fällt schwer. Sie konfrontiert mit der Sorge, „überflüssig“ zu sein, und das kann einem Angst oder wenigstens ein schlechtes Gewissen machen – aber es kann auch die Tür zu einem Leben öffnen, das als reines Geschenk, als reine Güte, erfahren wird. Leben ist umsonst geschenkt, im mehrfachen Sinn von unverdient und unbezahlbar, weder verzweckt noch erfolgsabhängig. In die Nähe einer solchen Freiheit zu gelangen, schenkt der Seele einen tiefen Frieden. „Erwirb den inneren Frieden und Tausende um dich herum werden zum Heil finden“, sagt der russische Mönch Seraphim von Sarow (1759–1833) und sofort muss man unbedingt allen instrumentalisierenden Umgang mit dieser Lebensweisheit von ihr fernhalten. Dasselbe gilt auch für die Einsicht Charles de Foucaulds

(1858–1916), der die ihm umsonst geschenkte Güte Gottes in seinem Leben durchscheinen lassen wollte, damit die Menschen in seiner Umgebung sich fragen konnten: „Wenn schon der Diener so gut ist, wie gut muss dann erst sein Herr sein?“ Das bedeutet zusammenfassend: die Außenwirkung nicht suchen, aber wenn sie sich ergibt, der Güte Gottes auch nicht durch eigenes Wollen oder Nicht-Wollen im Weg stehen.

Leben neben der KZ-Gedenkstätte

Bis zu einer Million Besucher kommen in normalen Jahren (außerhalb der Pandemie) in die KZ-Gedenkstätte Dachau. Viele finden am Ende eines Rundgangs, der sie mit aufwühlenden Bildern und Texten konfrontiert, der Bedrückung auslöst und nachdenklich stimmt, den Weg in die Klosterkirche. Manche begegnen an der Klosterpforte oder im Klosterladen einer Schwester oder erleben um 11:40 Uhr bzw. um 15:00 Uhr das Chorgebet in der Kirche. Deutlicher als anderswo kann man einen Unterschied wahrnehmen: In der Gedenkstätte wird erinnert an die extremen Lebensumstände, denen die Häftlinge von 1933–1945 ausgesetzt waren, an Terror, Folter, Qual und Tod. Man sieht den Menschen, der als Opfer des Menschen gedemütigt und entwürdigt wird und man hört von Tätern, die das Gespür für Würde, die eigene und die der anderen, preisgegeben und verloren haben. Kommt der Besucher, kontaminiert von solchen oder ähnlichen Gedanken in die Kirche, kann sie für ihn zu einer Insel der Beruhigung werden, zu einem Ort des Aufatmens, der Bewusstwerdung der eigenen Wür-

de und der Würde jedes Menschen. In der Kirche gibt es keine Schautafeln, keine Fotografien, keine Dokumente zum Studieren, keine Vorschriften, keine Ermahnungen. Auf dem Appellplatz des KZ Dachau wurde viel gebrüllt und Menschen wurden angeschrien, oft knallte die Peitsche auf die Haut der zur Folter auf den Bock gebundenen Häftlinge. – In der Kirche ist es still!

In der Stille spricht das Unausprechliche und es stellt Fragen: Was ist mein Leben wert? Wozu bin ich da? Welche Antwort gebe ich mit meinem Leben auf die Fragen der Geschichte und der Gegenwart? Wo finde ich inneren Frieden, Klarheit und Lebenssinn? ... Manche ahnen dann, dass das Unausprechliche in ihnen eine Person ist, der unaussprechliche Gott, der ihnen, ohne sich aufzudrängen, das „Flüsterlied der Liebe“ in die Seele singt. ■

Kurzfassung

Jakob Paula, der 27 Jahre lang als Priester in der Gemeindeseelsorge des Erzbistums München-Freising tätig war, lebt seit sechs Jahren in einer eremitenähnlichen Lebensform in einem Anbau des Klosters Heilig Blut der Karmelitinnen in Dachau. Sein heutiger Alltag unterscheidet sich erheblich von dem in der Zeit als Gemeindepfarrer: Während er früher ca. 100 Kontakte am Tag hatte, kommt heute oft – abgesehen von der Begegnung bei Gottesdiensten und manchmal stattfindenden Exerzitien für kleine Gruppen – nur eine Person zum Gespräch. Aber es kommt dabei „so Gott will – zu einer wirklichen Begegnung und zu einem aufrichtigen Gespräch“. Herausgelöst „aus den Strukturen des Funktionierens-Müssens“ erlebt Paula jetzt die Gleichförmigkeit des Alltags und die Zeit wie einen „Fluss des Friedens“. Nach vielen Jahren des Versuches, „auf eine hörbare Antwort ausgerichtet“ zu beten, ist er „nicht mehr so fixiert auf ein Wort“, sondern lebt in der Erwartung der Huld Gottes“. Im Blick auf Elija schreibt der Autor von dem Blick nach „innen“ des Propheten und dass in der Stille des Herzens „der Unaussprechliche“ spricht. Die Stille und das Schweigen erlebt Paula als die Vorbereitung des Gebetes. Er ist den Schwestern des Karmel sehr dankbar für das gemeinsame Gebet, das er, nachdem er 27 Jahre lang das Stundengebet meist

alleine gebetet hat, jetzt zusammen mit ihnen sprechen kann. Die Wirkung seines Lebensstils nach außen versteht der Priester als absichtsloses Leben, als ein „Wirken, ohne wirken zu wollen“. In dieser Freiheit leben zu wollen, bedeutet ein tiefer innerer Frieden, der Folgen hat, wie Paula erklärt: „Erwirb den inneren Frieden und Tausende um dich herum werden zum Heil finden“, zitiert er den russischen Mönch Seraphim von Sarow (1759-1833). Einen solchen Frieden können auch die Besucher in Dachau erleben. Wenn Menschen von der Gedenkstätte des Konzentrationslagers in die Kirche kommen, bemerken sie auf einmal die Stille. Es ist die Stille, in der für Paula „der unaussprechliche Gott [...] das ‚Flüsterlied der Liebe‘ in die Seele singt.

SENSUS FIDEI

Entscheidungen in Gruppen: geistlich und gemeinschaftlich

_TONJA DEISTER

Dr. Tonja Deister arbeitet als Psychoonkologin in einem Krankenhaus und als Psychotherapeutin in eigener Praxis. Sie begleitet als Moderatorin Veränderungs-Prozesse vor allem im kirchlichen Kontext, derzeit u. a. den Pastoralen Weg des Bistums Mainz. In ihrem Beitrag stellt Tonja Deister die Frage, wie gemeinsame Entscheidungen in Gruppen gelingen können. Sie stellt dazu einen Dreischritt vor, der von belgischen Jesuiten und Organisationsberatern entwickelt wurde.

Soll ich Theologie studieren? Zu welcher Lebensform hat Gott mich berufen? Soll ich die Stelle wechseln? Jede*r kennt persönliche Lebenssituationen, in denen wichtige Entscheidungen anstehen. Geistliche Hilfen an solchen Weggabelungen des Lebens sind neben dem persönlichen Gebet die Wahrnehmung und Wertung der inneren Wirklichkeit (Unterscheidung der Geister), die Lesung der Schrift, der Austausch mit anderen oder auch bewusste geistliche Übungszeiten, wie Exerzitien, sowie auch das Geistliche Begleitgespräch. Persönliche Zeiten der Stille und des Nachdenkens sind dabei ein natürliches Bedürfnis. Aber wie entscheiden wir in einer Gruppe? Wie gelingt ein geistlicher Prozess, wenn ein Orden Häuser schließen muss? Wenn mehrere Kirchorte, die sich in einer Mega-Pfarrei wiederfinden, die Gottesdienstzeiten verteilen müssen? Wenn Mitglieder einer geistlichen Gruppierung neu verstehen müssen, wer sie sind, wie sie sich nach innen organisieren, welche Zuständigkeiten sie haben, wie sie sich nennen wollen ... Spannende Fragen!

Gemeinsam: hörender Raum

Jede und jeder hat Gottes Geist in sich. Das, was im *sensus fidei*¹ für Glaubenswahrheiten gesagt und beansprucht wird, ist auch die Grundlage jeder gemeinschaftlichen Herangehensweise bei Entscheidungs- oder Entwicklungsprozessen. Die Konsequenz daraus ist die Notwendigkeit, aufeinander zu hören und auch das Eigene mitzuteilen.

Ein dazu hilfreicher Dreischrittwurde im Rahmen der ESDAC (*Exercises spirituels pour un discernement apostolique en commun*) von belgischen Jesuiten und Organisationsberatern entwickelt². Eine Gebetszeit in drei Schritten öffnet einen hörenden Raum der Stille und des Austausches: zunächst in einer persönlichen stillen Zeit mit einem Bibelabschnitt und Impulsen dazu, am Ende die Frage, was möchte ich den anderen mitteilen. Dann in einer strukturierten Resonanzgruppe: einander anhören, Gleichklang und Widerspruch ins Wort bringen, miteinander beten. Im Plenum nicht Bericht der Kleingruppen, sondern wieder ein hörender Raum entschleunigter, aber umso dichter Kommunikation. Von der Moderatorin und dem Moderator immer wieder zentriert auf die zu treffende Entscheidung oder die gestellte Frage, bis diese klar ist und bei allen Zustimmung findet. Bei komplexen Fragen ist es dabei hilfreich, die Entscheidung in Teilschritte zu gliedern.

1 *Sensus fidei*, „Glaubenssinn“, bezeichnet einen Instinkt für die Wahrheit des Evangeliums jeder und jedes Gläubigen.

2 Vgl. beispielsweise Patenge, M. & Hundertmark, P.: Geistliche Übungen für Gruppen, Gremien und Teams, in: *Spiritualität der Exerzitien*, Jg. 69, Heft 115, S. 30-39.

Das Ideal des Ordens ist wichtiger als der Ort

Wegen sinkender Mitgliederzahlen muss ein traditionsreicher Orden seine Standorte reduzieren. In sehr großer Runde sind alle reisefähigen Mitglieder der Provinz zusammengekommen. Eine Karte zeigt das Mutterhaus und die verschiedenen Standorte. In mehreren Durchgängen sind schon die ersten Häuser, die geschlossen werden, bestimmt worden. Doch noch ein weiteres Kloster muss schließen, aber der Prozess hängt. An einen weiteren Durchgang der Stille und des Betens für sich und in der Kleingruppe schließt ein neues Plenum an. Einer der alten Brüder, der bisher noch nichts gesagt hat, steht mühsam auf und geht zum Mikrophon. „Vor 62 Jahren bin ich hier im Mutterhaus eingetreten. Oft bin ich hier über den Friedhof gegangen und habe daran gedacht, dass ich einmal hier beigesetzt werde. Aber heute ist mir klar geworden, dass ich mich beim Gelübde nicht an einen Ort, sondern an unser Ordensideal gebunden habe. Ich glaube, wir sollten das Mutterhaus aufgeben.“ Stille im Raum. Für lange Minuten ergreift niemand das Wort. Ein weiterer Vertreter der Senioren steht auf und bekräftigt diese Aussage, dann noch zwei weitere aus anderen Generationen. Die Entscheidung ist da.

Durch die Widerstände zur Einheit

Im Fusionsprozess einer neuen geistlichen Bewegung galt es auch, den Ort der künftigen Zentrale zu bestimmen. Im Vorfeld gab es vielfältige Beratungsstufen: Kriterien und konkrete Vorschläge wurden bei allen Mitgliedern erfragt,

Expertenmeinungen eingeholt und so die einzelnen Optionen gewichtet. Fünf potenzielle Orte blieben im Rennen. Wie sollte die Entscheidung getroffen werden? Die zwölf Leitungspersonen wollten diese Entscheidung nicht per Mehrheitsbeschluss, sondern einstimmig treffen – und das bei knappem Zeitbudget. Zu Beginn der Konferenz, in welcher die Entscheidung getroffen werden sollte, hatte das Los jedem Verantwortlichen-Duo einer der sechs Regionen eine andere Region als Schutzengel anvertraut, um für sie besondere Fürsorge zu üben. Statt einer erneuten Debatte der jeweiligen Argumente schlugen die Moderatoren vor, spielerische „Werbeblöcke“ für die einzelnen Orte zu sprechen – nur für drei der noch fünf im Rennen befindlichen Orte fanden sich Sprecher*innen. In den Werbeblöcken sprach keine(r) für einen Ort in seiner/ihrer Region. Einer der Werbeblöcke setzte sich deutlich durch die Energie und Leichtigkeit, mit der dafür geworben wurde, von den anderen zwei Orten ab. War das schon die Entscheidung? Alle im Raum nickten bis auf den Verantwortlichen des favorisierten Ortes. Er äußerte seine Sorge für die Personen, welche durch diese Entscheidung von ihrem jetzigen Ort umziehen müssten und über seine Verantwortung, ihnen dies mitzuteilen. Erstaunlich waren nicht die Bedenken, die völlig nachvollziehbar waren, sondern die Reaktion der Gruppe: Keinerlei persönliche Missbilligung oder irgendein Druck auf den Bedenkenträger, sich der Mehrheit zu fügen, sondern ehrliches Mitgehen mit seiner Sorge und Verantwortung. Ein Moment des Schweigens. Dann der Durchbruch für

den Verantwortlichen des Ortes: „Aber die (die ausziehen müssen) tragen das mit. Es ist hier!“ – So wurde das Zonenzentrum geboren.

Nicht Mehrheit, sondern ALLE

Mehrheitsentscheidungen produzieren oft unbefriedigende Ergebnisse, weil sie nur den kleinsten gemeinsamen Nenner hervorbringen oder gar zur Diktatur der Mehrheit werden, in der die Minderheit sich nicht wiederfindet. Das systemische Konsensieren³ fragt nicht nach Zustimmung, sondern entscheidet über die Summe der individuellen Widerstände zu den einzelnen Vorschlägen.

Ein Dekanat musste im Rahmen der pastoralen Neuordnung entscheiden, ob es künftig aus einer, zwei oder drei Pfarreien bestehen sollte. Nach der Vorstellung der Konzepte und Konkretion in den verschiedenen Bereichen von Sakramentenvollzug, Caritas, Einrichtungen und anderem wurden die Teilnehmenden des Entscheidungsgremiums gebeten, zu jeder der drei Möglichkeiten ihren persönlichen Widerstand zu quantifizieren: null, falls sie keinerlei Einwände haben, zehn, wenn sie absolut dagegen sind. Das Ergebnis der Widerstands-Abfrage war eindeutig: Das Dekanat geht mit drei Pfarreien in die Zukunft.

Erzähle mir

Wir brauchen Räume hörender Stille, um in den existenziellen Herausforderungen gut zu entscheiden und wir müssen neu lernen, einander von den Wegen

3 Z.B. Paulus, G., Schrotta, S. & Visotschnig, Systemisches Konsensieren, Holzkirchen 2020.

unserer Entscheidungen und unserer Erfahrungen mit Gott und dem Leben zu erzählen und kooperative Entscheidungen zu fällen. „Ich habe mir einmal den Titel eines einzigen Liedes gemerkt: ‚Erzähle mir das Meer.‘ Wer wird uns komponieren: ‚Erzähle mir Gott‘? Den gütigen Vater jeder menschlichen Kreatur. Erzähle mir das Kreuz. Erzähle mir die Hostie. Erzähle mir die Jungfrau Maria, in einer alten Litanei ‚Vertraute Gottes‘ genannt. erzähle mir die Sinnlosigkeit der Leiden und aller Tode, ob er nicht darin war, gekreuzigt für den Morgen der Auferstehung. Ja, ja, erzähle mir ...“⁴



Kurzfassung

Dr. Tonja Deister, arbeitet als Psychoonkologin in einem Krankenhaus, Psychotherapeutin in eigener Praxis und Moderatorin für kirchliche Veränderungsprozesse. Sie stellt in ihrem Beitrag die Frage, wie Gruppenentscheidungen als geistlicher Prozess gelingen können. Dazu stellt sie einen Dreischritt vor, der im Rahmen der ESDAC (Exercices spirituels pour un discernement apostolique en commun) von belgischen Jesuiten und Organisationsberatern entwickelt wurde. Dabei geht es darum, durch das persönliche Gebet einen Hörraum zu schaffen und dann miteinander in einem strukturierten Resonanzraum ins Gespräch und zu Ergebnissen zu kommen. Deister zeigt sodann Beispiele gelungener Entscheidungsprozesse in Orden, einer geistlichen Gemeinschaft und Pfarreien. Es geht ihr darum, in einem geistlichen Prozess zur Einheit durchzustoßen und nicht den kleinsten gemeinsamen Nenner zu suchen oder sich durch Mehrheitsbeschluss durchzusetzen.

4 Mutter Marie-Yvonne. Schott, Impuls zum Tagesevangelium, Mittwoch der 25. Woche im Jahreskreis Erzabtei Beuron.

Nur wer hört, kann von Gott sprechen

_BERND ARETZ

Bernd Aretz, verantwortlicher Redakteur des *prisma*, geht in seinem Beitrag der Frage nach, wie es heute überhaupt möglich ist, von Gott zu sprechen. Er stößt dabei auf Ansätze, die dafür das Hören und Schweigen als Voraussetzung sehen. Und wird auf den drängenden Wunsch aufmerksam, für die Rede von Gott eine neue Sprache zu finden.

Angesichts der hohen Zahl der Kirchenaustritte in Deutschland – 2019 haben 272.771 Menschen der katholischen Kirche den Rücken zugekehrt – sprach der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz Georg Bätzing von der Herausforderung, das Evangelium in einer neuen Weise zu verkünden und stellte dabei die Frage: „Gelingt uns diese Verkündigung in unserer Zeit und in einer Sprache, die noch verstanden wird?“¹

„Suchende für Suchende, Fragende für Fragende“

Tomáš Halík, Prager Soziologe, Religionsphilosoph und katholischer Priester, beschäftigt sich in einem Beitrag der Herder Korrespondenz ebenfalls mit dieser Frage. Hinsichtlich der christlichen Kirchen in Europa überlegt er, wie sie einem wachsenden Populismus mit „Vitalität, Überzeugungskraft und Heilkräften“ begegnen können. Aus seiner

¹ Lucas Wiegelmann, „Halb voll mit Christen. Die neue Austrittsstatistik trübt den Blick auf die Lage der Kirche“. In: Herder Korrespondenz, 74. Jg./August 2020.

persönlichen Erfahrung bestätigt Halík, dass die Kirchen auch heute in der Lage seien, ein „Zeugnis voller Hoffnung“ zu geben.² Aber wie sieht sein optimistisch formulierter Ansatz aus? Der Tscheche erkennt ihn in einer wertschätzenden Auseinandersetzung mit der Welt von heute. Er greift damit den tausendfach zitierten Satz des Zweiten Vatikanischen Konzils aus der Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute „Gaudium et Spes“ auf, der da heißt: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi.“³

Halík beschreibt in seinem Beitrag die Voraussetzungen, die nötig sind, damit Christen eine echte Begegnung mit der Welt von heute gestalten können: „Es ist dort möglich, wo wir die Evangelisierung nicht als eine Indoktrination, sondern als eine Inkulturation verstehen. Es ist dort möglich, wo wir keine Kulturkriege mit der uns umgebenden Welt führen, sondern uns bemühen, die Kultur unserer Zeit und die Fragen zu verstehen, die sich die Menschen um uns herum stellen. Es ist dort möglich, wo wir für uns nicht beanspruchen, dass wir diejenigen seien, welche die ganze Wahrheit besäßen; wo wir eingestehen, dass wir kein Monopol auf die richtigen Antworten haben. Es ist dort möglich, wo wir den Glauben

als einen Weg des Suchens, nicht als Ideologie präsentieren.“

Wichtig ist dem Theologen insbesondere die Begleitung junger Menschen auf ihrem Weg, um für sie als „Suchende[r] für Suchende, Fragende[r] für Fragende“ unterwegs zu sein. Er lehnt die „Sehnsucht nach einfachen Antworten auf komplizierte Fragen“ ab; die „Sehnsucht nach einem schwarz-weißen Bild der Welt und nach unerschütterlichen Sicherheiten“ müsse enttäuscht werden. Die Christen sollten keine Sicherheiten anbieten, so Halík, sondern „den Mut, in die Wolke des Geheimnisses zu steigen und mit den offenen Fragen und Paradoxien des Lebens leben zu lernen“.⁴

Entdecken des Wortes Gottes im Anderen

Die unvoreingenommene Öffnung für den Anderen, das Interesse für seine Lebenswelten, ist die Voraussetzung echter Begegnung. Der Philosoph Emmanuel Lévinas erinnert daran, wie wichtig es ist, den Anderen nie zu bevormunden und dennoch Verantwortung für ihn zu übernehmen. So bleibt der Andere bei Lévinas immer das rätselhafte Gegenüber, das man nie besitzen und auch nicht wirklich verstehen kann, wie er unterstreicht: „Alles, was er mir zeigt, ist sein Antlitz, das in mir die Verantwortung für dieses Antlitz wachruft.“ Der Einsatz für den Nächsten bedeutet also, über sich hinauszugehen und so mit ihm in einzigartiger Weise solidarisch zu werden. Sie bedeutet auch, dass niemand anderer

2 Tomáš Halík, „Zwischen Skylla und Charybdis“. In: Herder Korrespondenz, 73. Jg. August 2019, S. 22.

3 Pastoralkonstitution „Die Kirche in der Welt von heute“. In: Karl Rahner – Herbert Vorgrimler (Hrsg.), Kleines Konzilskompendium. Sämtliche Texte des Zweiten Vatikanischen Konzils (Freiburg i. Br. 352008), S. 449.

4 Halík, „Zwischen Skylla und Charybdis“, S. 22.

an der Stelle des Ich handeln kann. Aus der Beziehung, die das Ich mit dem Anderen verbindet, entsteht ein Zuwachs, den Lévinas „Idee des Unendlichen“ bezeichnet.⁵

Die Unverfügbarkeit über den Anderen korrespondiert mit der Schwierigkeit, die Transzendenz Gottes in einer angemessenen Weise auszusprechen. Der Tübinger Dogmatiker Thomas Freyer spricht im Blick auf die Theologie von der prinzipiellen Aporie, „von Gott reden zu müssen, aber von ihm nicht reden zu können“. Denn wenn sie es versuche, sei „sie bereits gescheitert, denkt sie Gott im Horizont des Seins und erkennt in ihm letztlich eine bloße Prolongation und Projektion der ihr eigenen Rationalität“.⁶ In diesem Sinne weist der ehemalige Aachener Bischof und Religionsphilosoph Klaus Hemmerle einen Weg, indem er davon spricht, das Wort Gottes dann zu entdecken, „wenn der andere sein Wort, wenn der andere sich mir selber sagen kann“. Hemmerle erklärt, wie er diesen Gedanken versteht: „Du, mein Nächster, der mir jetzt begegnet, bist das Wort, das in diesem Augenblick Gott zu mir sagt. Und wenn ich dich übersehe und an dir vorbeihöre, dann stehe ich nicht in jener lebendigen Verbindung mit Gott, die mich seines Wortes wahrhaft fähig macht.“ Dem Religionsphilosophen geht es um die Fähigkeit, die Präsenz Gottes im anderen wahrzunehmen. Denn nur, „wer hören kann, vermag auch wahrhaft

zu sprechen“. Um hören zu können, verlangt es aber zuallererst, selbst leer zu werden vor dem Anderen, wie Hemmerle betont: „Ich muss mich, mein Interesse an mir selbst, mein Angefülltsein von mir selbst verlieren können, ich muss still werden können, damit ich nicht nur reagiere, sondern damit das Wort mich, wahrhaft mich, berührt und in mich eingeht.“ Wirkliches Hören geschehe da, wo das ankommende Wort das Wort trifft, das in einem selbst lebt und wenn sich dann die beiden Wörter miteinander verbinden, können sie sogar das „ein und dasselbe Wort“ werden.⁷

„Nichtmanipulatives Zuhören“

Ein Ort, wo neben der erfahrbaren Gastfreundschaft, der Faszination eines einfachen Lebens und der spirituellen Tiefe im Gebet auch in besonderer Weise das Zuhören erlebt wird, ist für viele Tausende von Jugendlichen aus aller Welt die Gemeinschaft von Taizé. In ihr erfahren sie ein „nichtmanipulatives Zuhören“, das schon immer „zum Proprium kirchlicher Jugendarbeit“ gehörte und seit der Bischofssynode zum Thema Jugend 2018 wieder neu entdeckt wurde.⁸ Frère Roger, der Gründer von Taizé, betonte oftmals den Wunsch, dass er und seine Mitbrüder für die jungen Leute da sein wollten, um ihnen zuzuhören, „und nicht [um] Meister des geistlichen Lebens“ zu sein. So schreibt er über die Haltung der Gemeinschaft zu den Jugendlichen:

5 Emmanuel Lévinas, *Die Spur des Anderen* (Freiburg/Br. 62012), S. 221ff.

6 Thomas Freyer, „Die Öffnung der Transzendenz. Thesen zum Logos der Theologie anhand der Philosophie von Emmanuel Lévinas.“ In: ZKTh 114 (1992), S. 150.

7 Klaus Hemmerle, *Gottes Zeit - unsere Zeit* (München 42004), S. 163f.

8 Patrik C. Höring, „Communauté de Taizé. Hoffnung für junge Menschen – Hoffnung für die Kirche“. In: *Stimmen der Zeit*, (Heft 9/2021). S. 700ff.

„Ihnen zuhören, damit sie nicht nur ihre Grenzen, ihre Verletzungen aussprechen, sondern auch ihre Gaben herausfinden und vor allem ahnen können, dass es ein Leben in Gemeinschaft mit Gott, mit Christus und dem Heiligen Geist gibt.“⁹ Der Biografin Kathryn Spink vertraute Frère Roger an, dass es sein tiefstes Anliegen war, Menschen auf ihrem Weg zu begleiten und ihnen zu helfen, sich selber zu finden. Er sagte ihr in einem Gespräch: „Heutzutage werden die Menschen am tiefsten durch die Verlassenheit, durch das Zerschneiden menschlicher Zuneigung verwundet. Den anderen entdecken lassen, dass nichts ihn von der Liebe Gottes trennen kann, darum dreht sich alles. Wie kann der andere nur begreifen, dass das Wesentliche in ihm schon vollbracht ist?“ Frère Roger führte jahrzehntelang täglich tröstende, ermutigende und heilende Gespräche und machte sich mit den Suchenden gemeinsam auf den Weg. Ein großes Talent von Roger Schutz war, dass er die „Kunst des lauschenden Schweigens“ verstand. Oft legte er einem Gast ganz einfach nur schweigend seinen Arm um die Schulter, ähnlich einer in Taizé ausgestellten koptischen Ikone aus dem 7. Jahrhundert, die die Freundschaft zwischen Christus und dem ägyptischen Abt Menas darstellt.¹⁰

Die Antwort liegt im Schweigen

Das Schweigen gegenüber dem Anderen hat seine Wurzel im Leben Jesu, zutiefst in seiner Annahme der Verlassenheit vom Vater am Kreuz. Für Hemmerle ist an Karfreitag das Wort erstummt. Er ist davon überzeugt, dass Gott am Kreuz paradoxerweise im Schweigen zu jedem Menschen sein „ganz persönliches Du“ sagt, in dem alles Menschliche eingeschlossen ist. So schreibt Hemmerle: „Alle Erfahrungen, die wir machen können, alle Abgründe, in die wir versinken können, alles Dunkel, das wir erleiden können, sind umfassen von der Liebe Gottes, die sich ganz uns zuspricht bis ins tiefste Schweigen und die in diesem Schweigen zur Antwort wird, zur Antwort Gottes an uns und zu unserer Antwort an Gott.“ Aus dieser Gewissheit und aus diesem Angenommensein zu leben, bedeutet für Hemmerle, dass das Schweigen auch im Menschen Ausdruck des eigenen Daseins werden will. So kann alles Unverständliche und Ungelöste im persönlichen Leben zur „Begegnung mit Jesus“ werden, zur „Begegnung mit dem Wort, das Schweigen geworden ist“. Es wird ein permanentes Gespräch mit Jesus möglich, in dem sich das Schweigen Gottes „als die Solidarität Gottes mit den Menschen und mit der Welt“ enthüllen kann. Hemmerle bringt diesen Gedanken pointiert auf den Satz: „Wir dürfen das Schweigen Gottes sein und in solchem Schweigen sein Wort für die Welt.“¹¹

9 Frère Roger, Einfach vertrauen. Gedanken und Begegnungen (Freiburg i. Br. 2005), S. 43.

10 Christian Feldmann, Frère Roger, Taizé. Gelebtes Vertrauen (Freiburg i. Br. 2005), S. 45ff.

11 Klaus Hemmerle, Das Wort für uns (Freiburg i. Br. 1976), S. 27-33.

Christen müssen lernen, neu zu sprechen

Hinter dem eingangs zitierten Wunsch von Bischof Bätzing, in einer neuen Sprache über Gott sprechen zu können, steht die große gesellschaftliche „Transformation von einer Milieu-gestützten Volkskirche zu einer Kirche der Entscheidung“. Bätzing weist darauf hin, dass die Säkularität nicht der Gegner der Christen ist: „Die säkulare Gesellschaft ist unser Spielfeld, um Menschen einzuladen zu einer Bindung an Gott und die Religion, kein feindliches Terrain.“¹² Schon der Widerstandskämpfer Dietrich Bonhoeffer verstand während seiner Inhaftierung durch das NS-Regime in Berlin-Tegel sehr deutlich, dass die Christen in einer Gesellschaft leben müssten, in der Gott kaum noch eine Rolle spielte. Aber der Theologe respektierte den Menschen in seiner Weltlichkeit und formulierte zugespitzt: „Ich will also darauf hinaus, dass man Gott nicht noch an irgendeiner allerletzten heimlichen Stelle hineinschmuggelt, sondern dass man die Mündigkeit der Welt und des Menschen einfach anerkennt, dass man den Menschen in seiner Weltlichkeit nicht madig macht, sondern ihn an seiner stärksten Stelle mit Gott konfrontiert, dass man auf alle pfäffischen Kniffe verzichtet und nicht in Psychotherapie oder Existenzphilosophie einen Wegbereiter Gottes sieht.“¹³ Bonhoeffers zugespitzte Kritik bezieht sich auf die Vorstellung von der

Religion als Innerlichkeit des Menschen und Jenseitsvertröstung, die Gott als Lösung für die unbeantworteten Fragen der Menschen sieht. Der evangelische Theologe Wolfgang Huber weist darauf hin, dass es Bonhoeffer nicht um eine „Vorordnung des Religiösen vor dem Profanen, „sondern um eine Vorordnung des Tun Gottes vor dem Religiösen und Profanen“ gegangen sei. Der Impuls, der von den Gedanken Bonhoeffers ausgehen könne, ist der einer neuen Sprache im Christentum. So schreibt Huber: „Eine Sprache sucht Bonhoeffer, die nach traditionellen Maßstäben vielleicht unreligiös ist, die aber befreiend und erlösend wirkt.“¹⁴ In der Tat formulierte Bonhoeffer diesen Wunsch bereits in einem Brief vom Mai 1944 an sein neu geborenes Patenkind Dieter Bethge, den dieser später als Erwachsener einmal lesen sollte: „Es ist nicht unsere Sache, den Tag vorauszusagen – aber der Tag wird kommen –, an dem wieder Menschen berufen werden, das Wort Gottes so auszusprechen, dass sich die Welt darunter verändert und erneuert. Es wird eine neue Sprache sein, vielleicht ganz unreligiös, aber befreiend und erlösend, wie die Sprache Jesu, dass sich die Menschen über sie entsetzen und doch von ihrer Gewalt überwunden werden, die Sprache einer neuen Gerechtigkeit und Wahrheit, die Sprache, die den Frieden Gottes mit den Menschen und das Nahen seines Reiches verkündet.“¹⁵ ■

12 Georg Bätzing, „Ich will Veränderung“. In: Herder Korrespondenz, 75. Jg. – 1/2021, S. 20.

13 Dietrich Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft (Gütersloh 2011) S. 511.

14 Wolfgang Huber, „Das Vermächtnis Dietrich Bonhoeffers und die Wiederkehr der Religion“, in: Berliner theologische Zeitschrift, 2006, 23, 314 ff.

15 Dietrich Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft (Gütersloh 2011) S. 436.

Kurzfassung

Angesichts der massiven Kirchenaustritte der letzten Jahre in Deutschland fragt sich der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz Georg Bätzing, wie das Evangelium heute überhaupt noch zeitgemäß verkündigt werden kann. Tomáš Halík, tschechischer Philosoph und Theologe, sieht einen Ansatz in einer wertschätzenden Auseinandersetzung mit der Welt von heute. Und die gelingt nur, wenn die Christen die Fragen verstehen, die sich die Menschen wirklich stellen und wo sie den Glauben als einen Weg des Suchens anbieten. Der Philosoph Emmanuel Lévinas erinnert daran, dass der Nächste nie bevormundet werden darf, und der Religionsphilosoph Klaus Hemmerle betont, im Hören auf den Anderen geschehe die Entdeckung Gottes im Mitmenschen. Das „nichtmanipulative Zuhören“, Grundbestandteil des Umgangs mit den Jugendlichen in Taizé und die „Kunst des lauschenden Schweigens“, die Frère Roger Schutz mit seinem Leben bezeugte, führt zur Öffnung der eigenen Seele auf Gott hin und auf das Hören seines Wortes. Für Hemmerle zeigt sich, dass gerade im Schweigen am Kreuz Gott paradoxerweise zu jedem Menschen sein „ganz persönliches Du“ sagt, in dem alles Menschliche

eingeschlossen ist. Die Frage nach der zeitgemäßen Verkündigung des Wortes Gottes stellte sich bereits der evangelische Theologe Dietrich Bonhoeffer. Angesichts einer säkular gewordenen Gesellschaft war er davon überzeugt, dass der Tag kommen werde, „an dem wieder Menschen berufen werden, das Wort Gottes so auszusprechen, dass sich die Welt darunter verändert und erneuert“.

„Mit Jesus im Boot“

_ MEINOLF WACKER

„Der Christ der Zukunft wird ein Konvertit und ein Nomade sein“, heißt es auf der Homepage von Meinolf Wacker. Selber als Pastor, Pionier und Pilger unterwegs, begleitet Wacker seit Jahren mit zahlreichen innovativen Projekten Jugendliche, die er gerade in einem beschleunigten Alltag als „Zugvögel dieser Zeit“ nicht alleine lassen möchte. Der Pastor spricht von seiner Begleitung der jungen Leute, dem Wort Gottes als Nahrung auf ihrem Weg und davon, wie sie von Gott berührt worden sind.

Es piept! Eine WhatsApp-Nachricht erreicht mich. „Guten Morgen, ich hoffe, es geht Dir gut. Ich wollte kurz mit Dir reden. Wann hast Du Zeit? Ich kann auch zur Kirche kommen. Liebe Grüße!“ – Meine Antwort: „Ich könnte gegen 11.30 Uhr in der Kirche sein. Geht das für Dich?“ – Wenige Sekunden später: „Ja, das geht!“ – An der Kirchentür treffe ich auf Jessie. Sie kommt sonntags zur Messe. Als Flüchtling hatte sie mit ihrer ganzen Familie vor einigen Jahren in einer Nachbarstadt gelebt. Da sie – aus Südosteuropa stammend – keinen Bleibestatus bekommen hatten, waren sie zurückgegangen. In Jessie war der Traum geblieben, nach Deutschland zurückzukommen und eine Ausbildung zu machen. Nun stand sie kurz davor, ihr Examen als Altenpflegerin abzulegen. Wir setzten uns in die Kirche – mit Maske und in gebührendem Abstand. Sie beginnt zu erzählen, von ihrer Familie, ihrem Freund, der weit entfernt lebt, ihrer Einsamkeit und ihren Ängsten. Lange höre ich zu, stelle vorsichtig ein paar Fragen, schweige mit ihr, gebe auch ihren Tränen Raum.

„Oh, es tut so gut, dass alles mit Dir zu teilen!“ sagte sie nach einem längeren Schweigen. „Irgendwie ist schon was von meiner Seele gefallen!“ – „Kennst Du das Wort ‚Heiland‘“? fragte ich sie, da Deutsch nicht ihre Muttersprache ist? Dann erzähle ich ihr, dass Jesus am Ende seines Lebens den Traum hatte, für immer bei uns zu bleiben. Er wollte uns nicht alleine lassen. „Weißt Du“, sagte ich ihr, „ER, Jesus, ist jetzt hier bei uns. Ich spüre das an dem Frieden und der stillen Freude in Deinen Augen. Und wenn ER da ist, dann tut ER sein Werk. ER heilt und schenkt Hoffnung!“ Ihre Augen füllen sich mit Tränen der Freude. Dann gehen wir auseinander.

„So ist Kirche irgendwie cool“

Als wir wenige Wochen danach den Online-Kurs „Mit Jesus im Boot“ für junge Leute entwickeln, frage ich Jessie, ob sie mit zwei anderen jungen Frauen einen kurzen Text von Chiara Lubich über das Geheimnis von Jesus in der Mitte der Seinen zu lesen bereit wäre? – Gern willigt sie ein. Sie liest, Chiara Lubich zitierend, vor der Kamera: Die Beschäftigung mit der geheimnisvollen Gegenwart Jesu unter uns „hat in mir eine glühende Leidenschaft entfacht, ihm tausende, abertausende, Millionen von Kirchen zu bauen, nicht Gebäude aus Steinen, sondern Kirchen von zwei oder mehr Personen, die in seinem Namen vereint sind und das überall auf der Welt. Dieser Jesus, inmitten solcher mobilen Kirchen, die in jeden Winkel der Erde gelangen können, wird gewiss die Seele der Welt von morgen sein.“

Den Online-Kurs bewerbend war Jessie

auf Pascal getroffen. Den fragt sie in einem Werbe-Video auf der Homepage go4peace.eu¹ ganz unvermittelt mit schelmischem Lächeln: „Kannst Du Dir eigentlich ein Leben ohne Bootsführerschein vorstellen?“ Pascal schaut zunächst ein wenig irritiert und antwortet dann: „Ne, das geht ja gar nicht!“ Für Pascal war Kirche zunächst auch gar nicht gegangen. Seine Eltern hatten sich getrennt, damit hatte er klar kommen müssen. Irgendwie hing er lange Zeit immer dazwischen. Da passte das digitale Sommercamp go4peace im Jahr 2020 genau in sein Konzept. In 13 verschiedenen Ländern hatten sich junge Leute in kleinen Gruppen getroffen, um sich für Menschen, die in ihrer Umgebung in Not geraten waren, zu engagieren. Diese Gruppen vernetzten sich jeden Morgen und jeden Abend in gemeinsamen Internet-Konferenzen. „Da braucht’s doch auch Musik – oder?“, hatte Pascal gefragt. So brachte er seine E-Gitarre, seine Ukulele und seinen Verstärker mit. Niko und Leander waren ebenfalls dabei. Die drei schrieben einen go4peace-Song, stellten ihn dem gesamten Team in all seinen Entwicklungsschritten immer wieder vor und führten ihn dann in einem der abendlichen digitalen Treffen auf. Am Ende des digitalen Camps ließ Pascal durchblicken: „So ist Kirche irgendwie cool, das hat was!“ Auch er war in seinem Engagement und in der Erfahrung des lebendigen Miteinanders dem lebendigen Jesus begegnet. „Ihr könnt voll auf

¹ Die Beschreibung des Online-Kurses „Mit Jesus im Boot – ein Kurs für junge Seefahrer*innen“ findet sich auf der Homepage www.go4peace.eu – Hier ist auch die Registrierung für den Kurs möglich.

mich bauen, wenn wieder was ist!“, ließ er uns wissen. Auch im Jahr 2021 war er wieder mit dabei – voller Elan.

go4peace-Sommercamp

Die Uraufführung des go4peace-songs hatte Paulina während eines abendlichen digitalen Treffens angekündigt. Sie war im Jahr 2018 im go4peace-Sommercamp in Koszalin/Polen mit dabei gewesen. Als wir nach Polen aufbrachen, hatte sie sich schüchtern und scheu auf den letzten Platz im Bulli gesetzt. Als wir am Ende des Camps wieder zurück nach Deutschland fuhren, fragte sie mich: „Sitzt vorne schon jemand neben Dir, Meinolf?“ Und dann entwickelte sich – wie so oft in meinem Bulli – ein Gespräch, das 800 Kilometer währte. Ich schaute in die Augen eines jungen Menschen, der voller Freude aufblühte. Was in diesem Camp mit ihr passiert war, erzählt sie im Online-Kurs den jugendlichen Teilnehmer*innen: „Mein erstes Camp in Polen war super aufregend für mich. Es war eine echt große Freude, daran teilzunehmen. Ich möchte Euch von einer konkreten Erfahrung berichten. Wie jedes Jahr wurde in dem Camp gegen Ende eine große Abschlussfeier geplant – mit einer großen Bühne, mit vielen Zuschauern, mit Radio und Fernsehen ... Es sollte ein echt großer Event werden. Ein paar Tage vorher wurde ich gefragt, ob ich nicht auch etwas präsentieren wolle. Wäre ich vor dem Camp gefragt worden, hätte ich mich wohl nicht getraut. Aber in dem Moment, als ich gefragt wurde, habe ich mich an all die Erfahrungen im Camp erinnert und habe einfach vertraut, dass ich das kann und dass es

auch gut werden wird. Und so habe ich entschieden ja gesagt. Dann habe ich meine Erfahrung vorbereitet. An dem Abend der Präsentation stand ich auf der Bühne und war ein wenig nervös, aber total glücklich. Ich hab so eine große Freude und einen so großen Frieden gespürt, auch im Zusammenspiel mit all den anderen Teilnehmenden und den Zuschauern. Ich habe gespürt, dass Jesus unter uns war.“

Dieser Erfahrung des lebendigen Jesus inmitten der Menschen ist Paulina treu geblieben, gerade auch im Zusammensein mit ihren Freund*innen, die ihren Glauben und ihre Erfahrung nicht teilen, die aber Paulinas Engagement für den Frieden sehr schätzen. Im Online – Kurs erzählt sie: „Wir sind sehr verschieden, was unsere Lebensvorstellungen und besonders auch den Glauben betrifft. Aber genau das ist so bereichernd. Wenn wir uns dann sehen und austauschen, was wir gerade so machen und was uns bewegt, dann bin ich total glücklich. Ich merke immer wieder, dass auch ich einen total großen Beitrag dazu leisten kann, dass unsere Treffen gut werden. So war's auch vor ein paar Tagen: Ich hatte mich mit einer Freundin getroffen und ich merkte, dass sie etwas beschäftigt. Also hab ich nachgefragt und wir fanden dann am Ende eine gute Lösung, weil ich versucht hatte, mich in sie hineinzuversetzen. Ich achte auf mein Herz und was es mir sagt, denn genau in diesen Momenten spricht Gott zu uns.“

Fünf „Werkzeuge“, um mit Jesus zu leben

Kehren wir noch einmal in das digitale Sommercamp 2020 zurück. Mihaela aus Slowenien, die an vier Live-Camps teilgenommen hatte, war es wichtig, mit einer kleinen Gruppe aus ihrem Land mit dabei zu sein. Nur wollte sie dringend noch einen Priester finden, denn ohne eine solche Person, war ihre Gruppe ihrer Ansicht nach nicht vollständig. Meinen Vorschlag, Jesus in ihrer Mitte als die Hauptperson für ihre Gruppe zu entdecken, ließ sie nur in die Vorkammer ihres Herzens. Eines Abends schickte sie mir die für sie frohe Nachricht, sie habe einen jungen Jesuiten gefunden, der ihre Gruppe nun begleiten könne. Tage später kam die Frage, ob ich mal mit dem jungen Mitbruder telefonieren könne, da sie nicht wisse, welche Rolle er in ihrer Gruppe nun spielen könne. „Vielleicht ist es noch besser, wenn wir beide – Mihalea und ich – uns nochmals miteinander austauschen“, ließ ich Mihaela wissen. Drei Tage später fanden wir Zeit für ein Zoom-Treffen.

Wir schauten nochmals zurück auf die gemeinsamen Camp-Erfahrungen der letzten Jahre. „Wenn wir zusammen sind, dann bin ich immer so froh und es ist so viel Licht und Freude da!“, ließ mich die junge Studentin wissen. Gemeinsam entdeckten wir, dass diese Freude und dieses Licht die Spur des verborgenen Jesus unter uns war. Ich spürte, wie tief berührt meine junge Gesprächspartnerin war. Dann erzählte ich ihr von fünf Werkzeugen, die helfen können, Jesus den Platz im Boot unseres gemeinsamen Lebens frei zu halten. Zunächst geht’s

darum, die Worte Jesu zu leben (tool 1: Tu, was Jesus Dir sagt!) und durch die gegenseitige Liebe Jesus das Leben unter uns leicht zu machen (tool 2: Lebt mit Jesus im Boot!). Weiterhin gehört zu einem gelingenden Miteinander zu sagen, was ich im Innersten meines Herzens spüre (tool 3: Sag, was Du in Deinem Herzen spürst!) und in echter Wahrhaftigkeit miteinander umzugehen (tool 4: Such „Augenblicke der Wahrheit“!). Das fünfte Werkzeug ist die Einladung, immer mal wieder mit einem vertrauten, erfahreneren Menschen über die eigene Lebenssituation ins Gespräch zu kommen (tool 5: Entdeck Deinen Weg im vertraulichen Gespräch!). Mihaela schrieb sich alles mit² und entdeckte die Rolle des jungen Priesters. „Der kann ja dann alles bei uns mitmachen und für das tool 5 ist er echt ein Fachmann!“

Im digitalen Camp Gott erfahren

Als ich nach dem Camp die Erfahrung der slowenischen Gruppe las, jubelte mein Herz. Die Jugendlichen hatten die Entdeckung machen dürfen, dass Jesus unter ihnen immer genug Licht geschenkt hatte, um Entscheidungen zu treffen und um alle notwendigen Schritte zu tun. „Der Himmel hat Slowenien berührt. Wir haben den Heiligen Geist gespürt! Ich habe nicht genug Worte, um alle meine Gefühle während des Camps zu beschreiben. Um ein Bild zu gebrauchen, ich hatte das Gefühl, ein großes Licht leuchtete über allem, was wir gemacht haben. Das war die Gegen-

² Mittlerweile sind diese tools im Buch „ganz schön bunt und stürmisch zugleich“ niedergelegt.

wart des Heiligen Geistes. – Am Sonntag hatten wir eine sehr schöne Messe und dann haben wir noch gepicknickt. Nach der heiligen Messe hatten wir auch einen gemeinsamen Austausch über die vergangenen Tage. Es war so schön, von allen zu hören, was in ihren Herzen vor sich ging. Wir genossen das Zusammensein so sehr, dass wir bis 21 Uhr abends zusammen waren. Begonnen haben wir die Tage als freiwillige Einzelpersonen und wir sind eine lebendige Gruppe geworden. Brücken sind gebaut worden!“

Auch Tomáš aus Tschechien war mit einer kleinen Gruppe junger Leute „im digitalen Camp“ gewesen. Er schrieb nach den Tagen: „Es war mitreißend, die Freude vieler Teilnehmer*innen zu erleben. Auch wenn jeder von uns an einem anderen Ort und unter anderen Bedingungen war, spürte ich dennoch eine starke Verbundenheit, etwas, das schwer zu beschreiben, aber eben erlebt werden kann. Ich spürte, dass Jesus unter uns war. Wir waren in der gegenseitigen Liebe verbunden. Ich erlebte wieder neu eine Gemeinschaft, in der jeder und jede ohne Unterschied akzeptiert wird. Jeder kann dazugehören. Jesus ist derjenige, der unsere Herzen auf diese Weise verbindet und uns zu wunderbaren Erfahrungen in unserem Leben führt. Als ob sich während des Camps das Leben eines jeden von uns vertieft und mehr erfüllt hätte. Wir hatten den Mut dazu. Wir haben uns gegenseitig motiviert.“

Meine Gedanken gingen zurück. Vor über zehn Jahren hatte ich Tomáš kennengelernt. Fortan kam er jedes Jahr mit tschechischen Jugendlichen ins go4peace-Sommercamp, zunächst noch

nach Sarajevo. Was ihn tief angerührt hatte, war die tiefe Freude, die er in diesen Camps unter den Jugendlichen fand. Als er mich eines Tages in Kamen besuchte und wir über eine Woche Leben teilen konnten, kam unser Gespräch auf den Grund dieser Freude. Er entdeckte, dass diese Freude und dieser tiefe Friede, der sein Herz erfüllte, Wirkungen der Gegenwart des verborgenen Jesus waren. Seine Augen füllten sich mit Tränen. Wir saßen noch lange auf einer alten Holzbank und schwiegen. Heute ist Tomáš junger Priester.

Online mit Gott

Als wir vor wenigen Tagen jungen Firmbewerber*innen die Möglichkeit boten, bei einer internationalen Online-Veranstaltung „Online mit Gott“ Jesus auf die Spur zu kommen, erzählte Tomáš eine konkrete Erfahrung: „Ich kam mit meinem Auto von einem Treffen mit Freunden zurück. Wir hielten bei McDonald’s und ich nahm einen leckeren Hamburger mit nach Hause und freute mich darauf, ihn zu Hause zu essen. Vor mir war ein Lastwagen auf der Straße, der sich verfahren hatte. Er fuhr langsam und ich konnte ihn lange nicht überholen. Als ich ihn dann überholen konnte, bat mich der Fahrer, durch Zeichen anzuhalten. Er sagte mir, er könne seine Ware erst am nächsten Morgen abladen, wisse aber nicht, wo er über Nacht parken könne. Wir suchten gemeinsam im Dorf nach einem geeigneten Platz. Ich bot dem Fahrer auch die Möglichkeit an, in unserem Jugendzentrum zu übernachten, aber er wollte bei seinem LKW bleiben. Er dankte mir mit

einem Lächeln. Als ich wegging, wurde mir klar, dass der Fahrer definitiv Hunger haben würde und ich nicht wusste, ob er etwas zu essen hatte. Es war schon Abend und der Laden war geschlossen. Mir fiel ein, dass ich den leckeren Hamburger hatte, auf den ich mich freute. Ich erinnerte mich an das Motto: ‚Hör nicht auf zu geben!‘ Also fuhr ich zurück zum Truck. ‚Du hast hier etwas Kleines zu essen, ich bin sicher, du wirst hungrig sein‘, sagte ich und reichte ihm lächelnd meinen Hamburger. Er sah mich überrascht an und lächelte dankbar. ‚Vielen Dank!‘ erwiderte er bewegt. Dann fuhr ich nach Hause. Ich bin froh, dass ich es nicht eilig hatte und jemandem helfen konnte, der mich brauchte. Ich war viel glücklicher, als wenn ich den Hamburger selbst gegessen hätte.“ Gebannt hatten die Firmbewerber*innen Tomáš zugehört. Als ich am Ende um kleine Feedbacks bat, meldete sich Victoria: „Ich hab immer gedacht, dass Religion und das Evangelium für sonntags ist. Aber jetzt hab ich verstanden, dass wir es ja auch im Alltag leben können!“

Jugendliche – im Galopp durch den Alltag

Dieser Alltag ist für junge Leute in der Überfülle der Möglichkeiten und Anforderungen ihres Lebens oft nicht leicht zu meistern. Gerade im Galopp des Alltags brauchen sie als „Zugvögel dieser Zeit“ die Gewissheit, mit ihrer Erfahrung nicht allein gelassen zu werden. Sie brauchen Menschen (personale Orte), wo sie Geschwisterlichkeit, Verlässlichkeit und Orientierung finden können. „Wir sind wie Vögel auf einem Baum. Wir wissen

nicht, ob wir weiterziehen!“, sagt einer der Mönche von Tibhirine im Film „Des hommes et des dieux“ („Von Menschen und Göttern“) von Xavier Beauvois, als er angesichts islamistischer Bedrohung von einer alten algerischen Muslima gefragt wird, ob sie trotz der Gefährdung in ihrem Kloster bleiben oder gehen werden. Erstaunt über diese Antwort entgegnet sie ihm: „Nein. Wir sind doch die Vögel und Sie der Baum. Wo sollen wir hin, wenn Sie weggehen?“

In einer Zeit, in der das Leben immer beschleunigter zu gehen scheint und in der es bunter, vielfältiger, internationaler, aber eben oft auch entwurzelter geworden ist – es heißt ja: „Heute hier – morgen dort“ – braucht es solche Bäume, zu denen die Vögel kommen und gehen können, wann und wie lange sie es wollen. Solche modernen Zugvögel begegnen mir täglich, über WhatsApp, Instagram und im Netz, am Telefon oder auch live in Schulen, bei Veranstaltungen, an meiner Tür. Einige von ihnen sind zu Wort gekommen. Aber ich denke auch an viele andere in ganz Europa, an die junge Studentin aus Österreich, die mir schrieb: „Danke, dass Du immer einfach da bist!“, an die Studentin aus Albanien, die ein Stipendium für die Vereinigten Staaten in Amerika bekommen hat und nicht weiß, ob sie es wagen soll, den jungen Student aus dem Kosovo, der in Berlin eine Wohnung sucht, an die junge Frau aus Tschechien, die in diesen Tagen ihrem nichtglaubenden Freund ihr Ja-Wort fürs Leben gibt, an die Studentin, die sich nach einer starken Erfahrung in einem Camp hat taufen und an eine andere, die sich hat firmen lassen ...

Sie alle haben einen festen Platz in meinem Herzen, in meinem Verbunden-Sein via SMS und WhatsApp, via E-Mail und Postkarte, via Erfahrungsteilen auf der Homepage³ und in den morgendlichen Impulsen⁴. Und sie haben vor allem einen Ort in meinem Beten. Seit Beginn der Coronapandemie halte ich Abend für Abend eine Stunde Anbetung in einem großen Zelt in der Kirche Heilige Familie Kamen. Dann sind sie da, all die vielen, denen ich in den vergangenen Tagen in den verschiedenen Zusammenhängen begegnet bin und ich lege sie schweigend dem ans Herz, der sich immer neu unter uns ereignen will. Es ist Jesus, der unser Weg, die Wahrheit und das Leben ist. Seine verborgene Gegenwart die jungen Menschen dieser Zeit immer neu entdecken zu lassen, ist Gabe und Aufgabe eines jeden, der IHM begegnet ist. ■

Kurzfassung

In einer Zeit der Beschleunigung, in der gerade Jugendliche im Galopp durch den Alltag laufen, möchte der katholische Priester Meinolf Wacker wie ein fest verwurzelter Baum sein, der gerade jungen Leuten die Gewissheit geben möchte, dass sie mit ihrem Leben nicht allein gelassen werden. Über „WhatsApp, Instagram und im Netz, am Telefon oder auch live in Schulen, bei Veranstaltungen, an meiner Tür“ begegnet Wacker den Jugendlichen, mit denen er über konservative und moderne Kommunikationsmittel verbunden ist. Ein neues Angebot ist der Online-Kurs „Mit Jesus im Boot“, mit dem man einen „Bootsführerschein“ machen kann, um mit Jesus unterwegs sein zu können. Wacker berichtet von den großen go4peace-Sommern, die seit vielen Jahren stattfinden und wo hunderte Jugendliche aus ganz Europa zusammenkommen. Das letzte Camp wurde wegen der Coronapandemie dann sogar digital abgehalten. Gruppen aus 13 verschiedenen Ländern vernetzten sich morgens und abends in gemeinsamen Internet-Konferenzen. In diesem Beitrag von Wacker berichten junge Frauen und Männer von ihrer Begegnung mit Gott und wie sie versuchen, das Evangelium im Alltag zu leben.

3 Auf der oben genannten Homepage teilen wir Erfahrungen von jungen Menschen.

4 In der App go4peace (Android und IOS) bieten wir jeden Morgen einen Impuls zum Tages-Evangelium und einen Monatsimpuls für junge Menschen in 21 Sprachen.

OnMyWay

Jugendliche leben aus dem Evangelium

Ralf Figgner, Fokolar aus Bratislava, berichtet in seinem Beitrag von dem Projekt OnMyWay, das vor einem guten Jahr in der Wiener Teybergasse gestartet ist. Gestandene Fokolare als Begleiter und Jugendliche auf der Suche haben dort ein Haus gefunden, in dem sie Geschwisterlichkeit, Gemeinschaft, inneren Frieden und einen Ort der Begegnung mit Gott gefunden haben. Figgner lässt sowohl die Fokolare als auch die Jugendlichen zu ihrem ersten Jahr des gemeinschaftlichen Lebens zu Wort kommen.

OnMyWay (OMW) – gemeinschaftlich auf der Suche: Vor gut einem Jahr fiel der Startschuss für diese Projekt-Initiative der Fokolare im Herzen Wiens. Zu Beginn stand eine Idee: Jugendlichen auf der Suche nach Gott, sich selbst und dem persönlichen Lebensweg ein Zuhause geben. Seitdem existiert diese Lebensgemeinschaft mit drei Fokolaren (Nino, Pepik und Viktor) als feste Mitglieder sowie einer wechselnden Anzahl von jeweils bis zu sechs Jugendlichen aus verschiedenen Ländern Europas. Ich selbst arbeite die meiste Zeit von Bratislava aus, als externer Begleiter und Berater mit OMW. Diese Fokolargemeinschaft ist ein Ort, an dem junge Menschen das Evangelium auf frische, freie und dynamische Weise leben: ein offener Raum, in dem Gott zum Herzen der Jugendlichen sprechen kann, die sich dort gemeinsam auf den Weg machen. Ein Weg, der geteilt wird – mit all den Hindernissen und Höhepunkten, die das Leben bereithält.

_RALF FIGGENER

Als Ältere von der Radikalität der Jüngeren lernen

Am Anfang standen viele Fragezeichen, unter anderem, ob dieses Projekt – oder besser – diese „Lebensform auf Zeit“, wohl von den jungen Menschen angenommen würde. Nach gut einem Jahr blicken wir nun mit Freude und Dankbarkeit auf die Wegstrecke, die wir mit Michael, Domingo, Daniel, Jonas, Kacper, Matteo, Inigo, Dane, Ettore und Gustavo zurückgelegt haben, sowie mit vielen anderen, die in dem Haus in der Wiener Teybergasse Geschwisterlichkeit, Gemeinschaft, inneren Frieden und einen Ort der Begegnung mit Gott gefunden haben.

„Lass mich dich selbst so in ihnen lieben, dass sie dich in sich selbst entdecken und, zu dir findend, zu sich selber finden.“¹ In diesem Hemmerle-Wort finden wir uns als Wegbegleiter zutiefst wieder. Nino und Viktor beschreiben zunächst ihre Erfahrung, bevor uns schließ-

lich die Jugendlichen selbst von ihren Abenteuern mit Gott in OMW erzählen.

Nino ist Sizilianer, 44 Jahre alt und skizziert die Entscheidung, an diesem neuen Fokolar mitzuwirken: „Im Frühsommer 2020 erreicht mich die Anfrage, nach Wien zu wechseln. Dort wird ein neues Gemeinschafts-Projekt der Fokolare lanciert, ein ‚Zuhause‘ für gottgeweihte Laien und junge Menschen auf der Suche nach ihrem Weg mit Gott. Anfangs bin ich skeptisch. Ich war ein paar Jahre zuvor geschäftlich in Wien gewesen, es war Februar und ungeheuer kalt. Und in meinem Herzen sagte ich mir ‚nie wieder‘. Als Südtaliener liebe ich die Wärme. Außerdem, ich kann kein Wort Deutsch!

Es ist einer dieser Momente im Leben, die einladen zu riskieren, sich wieder neu in Gott hinein fallen zu lassen, im Vertrauen, dass Er mich hier und jetzt liebt. Die Erfahrungen des Lebens in Gemeinschaft der letzten Jahre im Nahen Osten hatten mich zutiefst bereichert, aber auch tiefe Wunden hinterlassen

¹ Klaus Hemmerle, Zum Thema Kirche (München 2012), S. 67.

und die Ernüchterung über meine persönlichen Grenzen und die der anderen. Eine schwierige Aufgabe, inmitten einer Art von Midlife-Crisis, Bruder und Wegbegleiter für andere zu werden, die auf der Suche nach ihrer Berufung sind. So bete ich viel und ringe intensiv mit Gott. Aber es ist das Leben, das meine vielen Fragezeichen beantwortet. Ich schütte mein Herz meinen Mitbrüdern gegenüber aus, die bei mir sind und langsam kommt das Licht zurück. Ich spüre eine neue Kraft und Mut. Als ob Gott in Großbuchstaben an meinem Horizont schreibt: „Come on, Nino“. Und dann tut die Göttliche Vorsehung ihren Teil: das passende Haus – ein gutes Zuhause – Einrichtungsgegenstände, die noch fehlten, vom Bett, Schreibtisch, Fernseher, Geschirr, Fahrrad bis hin zum Tischfußball-Kicker und einem altherwürdigen Klavier! Aber vor allem neue Brüder und Schwestern, die dein Herz gewinnen, sowie eine Arbeitsstelle für mich in der Forschung an der Uni Wien.

Was ich in diesem ersten Jahr unserer neuen Gemeinschaft erlebt habe, ist, dass wir tatsächlich alle auf dem Weg sind. Jeder mit seinen Verletzungen, Grenzen, aber auch mit tausend erstaunlichen Gaben, die das Miteinanderleben bereichern und schön machen, wenn es mir gelingt, mein Herz zumindest ein bisschen und aufrichtig für den anderen zu öffnen. Die schönste Erfahrung für mich: das Zusammenleben mit den jungen Leuten, eine Entdeckungsreise, ein Repertoire an Menschlichkeit, das mich fasziniert!

Manchmal stoßen wir im Miteinander kräftig an Grenzen und wir bleiben stecken, sind wie blockiert. Was tun, wie

geht es weiter, wie weiter lieben? Was uns dann immer wieder rettet, ist der Wunsch, zumindest (fast) jeden Abend gemeinsam zu beten. In diesem Wunsch waren wir uns von Anfang an einig. Wir verstehen uns alle als Brüder desselben Vaters. Und unter diesem Blick der Liebe finden wir meist die Lösung, das Licht für die jeweilige Situation, den Mut, uns zu vergeben und den gemeinsamen Weg fortzusetzen.“

Viktor aus Venezuela, 37 Jahre alt, lebt bereits seit einigen Jahren in Österreich. Er ist ebenfalls seit Anfang an im OMW-Fokolar dabei und erklärt die innere Ausrichtung und Orientierung am Wort Gottes näher: „Beim Projektstart haben wir uns gefragt: Wie kann das Wort Gottes unser Miteinanderleben begleiten? Wie können wir Jugendlichen unterschiedlichen Alters, Herkunft und Interessenshintergründen ein Alltagsleben anbieten, in dem das Evangelium ganz konkret gelebt werden kann? Wir haben uns auf den Weg gemacht und können von verschiedenen Momenten unserer Erfahrung mit dem Wort Gottes erzählen. Dienstags und freitags in der Frühe, alle stehen auf, wer will, nimmt noch eine Tasse Kaffee oder einen Tee. Dann versammeln wir uns um den Tisch und jemand hat eine Betrachtung, zum Beispiel einen Bibeltext vorbereitet. Wir alle lesen oder folgen der Betrachtung, es wird still und dann schließt sich ein interessanter Austausch an. Es geht nicht um theologische Überlegungen oder Interpretationen vom Wort Gottes, eher darum, wie wir dieses Evangelium in unserem normalen Alltagsleben umsetzen können oder welche konkreten

Erfahrungen wir damit bereits gemacht haben. Dieser lebendige Austausch wird im Verlauf des Tages und der Woche fortgesetzt. Die Mitgestaltung unserer unterschiedlichen Programme (Arbeit, soziales Engagement, Freizeitaktivitäten, Wohnungspflege, Begegnung mit Leuten usw.) wird davon geprägt und durchdrungen. Erstaunlich, wie Jugendliche im Alter von 18 bis 30 Jahren derart ernst und radikal ihr Leben als Christ wahrnehmen und umsetzen können. Für uns als Begleiter ist es immer wieder eine Einladung zum Hinhören, zum Dazulernen und neu persönlich wie gemeinschaftlich Ja zu Gott zu sagen.“

Eine Erfahrung fürs Leben

Nun das Wort an einige der Jugendlichen, die zwischen einem und neun Monaten im OMW-Fokolar mitgelebt haben:

Den Startpunkt macht Jonas aus Sachsen, 19 Jahre alt; er kommentiert nach knapp vier Monaten in OMW: „Das Abitur liegt gerade hinter mir und der Traum für mein Leben besteht darin, ein Unternehmen zu gründen und viel Geld zu verdienen. Nach Wien bin ich mit der Frage gekommen, wie dieser Wunsch mit einem Leben mit Gott vereinbar ist. Die Antwort, die ich gefunden habe, fiel anders aus als erwartet: Ich habe in diesen Monaten verstanden, dass man mehr bekommt, wenn man gibt. Und: Es gibt keine pauschalen Antworten auf die entscheidenden Fragen im Leben. Es geht vielmehr um ein kontinuierliches Hinhören im gegenwärtigen Augenblick, Hinhören auf Gott und die Menschen und die Umstände um mich herum.“

Matteo aus Bologna ist 27 Jahre alt und

möchte in eine Ordensgemeinschaft eintreten: „Für mich war OMW die Erfahrung, durch eine gemeinschaftliche Spiritualität wie in das Herz Gottes einzutreten. ‚Seid eine Familie‘, dieses Wort von Chiara Lubich kurz vor ihrem Tod habe ich im Vollsinn umgesetzt erlebt. Der Motor von allem war die Gegenwart von Jesus unter uns, und damit das möglich ist, mein Kreuz und das meiner Brüder anzunehmen. Was mich nach Wien trieb, war mein Wunsch, mich Gott zu schenken. Es war meine erste Erfahrung mit der Fokolar-Bewegung. Mein bisheriges Glaubensleben war geprägt von Momenten persönlicher und intimer Begegnung mit Gott. Hier in der Gemeinschaft habe ich stattdessen Christus im Alltag erfahren, fokussiert auf die Beziehungen zu den anderen, im Austausch, im gemeinsamen Gebet und gemeinsamer Freizeitgestaltung. Ein Wort Gottes, das diese Monate begleitet und zutiefst geprägt hat, war: ‚dass alle eins seien‘ (Joh 17,21). Im Leben dieses Wortes liegt eine tiefe Verbundenheit untereinander, in Gott und das im ganz normalen Alltag. Ein großes Geschenk und wichtiges Salz in dieser Erfahrung war der Austausch mit der Lebensgemeinschaft der Fokolarinnen, die unsere Nachbarinnen waren. Was mich neben dem ‚Familie-sein‘ in OMW geprägt hat, ist ‚Balance‘. Die Balance zwischen persönlichem Gebet und gemeinsamen Momenten; zwischen dem Leben in der Gemeinschaft und dem Leben außerhalb der Gemeinschaft.

Letzteres hat meiner Lebenswegsuche

eine neue Richtung gegeben: In Wien habe ich bei den Salesianern Don Boscos mit unbegleiteten, ausländischen minderjährigen Kindern gearbeitet. Im Dienst an diesen Kindern fühlte ich mich an meinem Platz, als trüge ich einen für mich maßgeschneiderten Anzug. Aus dieser Erfahrung heraus habe ich mich entschieden, einen verbindlichen Weg mit den Salesianern zu beginnen.“

Kacper aus Polen ist 29 Jahre alt und erzählt: „Während meiner Zeit im On-MyWay-Fokolar habe ich Vollzeit im Home-Office gearbeitet und hatte somit wenig Zeit für mein persönliches Gebet und die Betrachtung. Was mich in den ersten zwei Monaten „gerettet hat“, waren die gemeinsamen Meditationen, die monatlichen Einkehr- und Reflexionstage und die Momente, in denen ich mich von meiner Arbeit loseisen und zum Gottesdienst gehen konnte. Manchmal teilte mir Matteo, ein jugendlicher Mitbewohner aus Bologna, spezielle Schriftworte mit. Hin und wieder bat ich ihn, der viel seiner Freizeit in unserem Gebetsraum verbrachte, mich in seinem Herzen mitzunehmen. Während des Lockdowns konnten wir eine Zeit lang nicht an Eucharistiefiern teilnehmen. Angesichts der oft spürbaren Gegenwart von Jesus unter uns im OMW kam mir der Gedanke, dass mit Ihm, in uns und unter uns, im Grunde jedes unserer Zimmer wie eine Kapelle und unsere Herzen wie lebendige Tabernakel sein können.

Anfang Februar hatte ich von zu Hause eine kleine Leuchttafel mitgebracht. Michael aus Bratislava hat dann noch am gleichen Tag unser monatliches Leitwort aus der Hl. Schrift ausgedruckt und darauf

angebracht. Seitdem haben uns diese Sätze vom Esstisch aus „beleuchtet“. Das Wort vom Monat Mai hat mich besonders bewegt und meinen Alltag verändert: „Gott ist Liebe. Wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott und Gott in ihm.“ (1 Joh 4,16). Wenn ich geliebt bin und jedes Mal, wenn ich liebe, dann erfahre ich Gott und Er ist in mir lebendig. Und mir wurde klar, dass dies ein Zugang zu Gott für alle ist, unabhängig davon, wie jemand zum Glauben steht: die Liebe ist von Gott inspiriert, ist Gott selbst.

All die konkrete Liebe von meinen Mitbewohnern, die leckeren Mittagessen, die gemachte Wäsche, heimlich gekaufte Donuts, die ich plötzlich auf meinem Schreibtisch fand, all das empfinde ich als ein Geschenk von Jesus, der in ihnen lebt. Jeder gibt von sich und geht über sich hinaus. Ich habe versucht, Antwort auf diese Liebe zu sein. Oft bin ich total eingespannt bei meiner Arbeit, aber an einem bestimmten Punkt merke ich, dass meine Arbeit auch eine Form von Gebet sein kann. Das ‚Wie‘ meines Zuhörens beim Online-Meeting, die Aufmerksamkeit für Kollegen, die allein da stehen oder gerade während der Pandemie persönliche Probleme haben. Einfach mal nachfragen, wie es ihnen geht, in der dienstlich ‚trockenen‘ E-Mail ein echtes Dankeschön anhängen oder einen virtuellen Kaffee miteinander trinken. Und dann, am Ende des Tages, das Erlebte, meine Kollegen oder besondere Anliegen mitnehmen in den Austausch mit den anderen und in unser gemeinsames Abendgebet. Jesus ist da und trägt uns.“

Hier ein kurzes Statement von Ralf aus Rumänien, 26 Jahre alt: „OMW war für

mich eine Zeit Gottes, ein In-Beziehung-Sein mit den Brüdern, mit mir selbst und mit Jesus, der unter uns lebt, rund um die Uhr. Eine Zeit von Fragen und gemeinsam entdeckten Antworten. Ich habe viel persönlich reflektiert und nach dieser neunmonatigen Erfahrung fühle ich mich gereift, mehr Mensch, bereit zu lieben und geliebt zu werden. Und geduldiger. Eine Erfahrung fürs Leben.“

Und zum Abschluss berichtet Daniel, 25 Jahre alt, aus Schottland: „OMW habe ich als einen Ort erfahren, der jungen Menschen die Möglichkeit gibt, das Neue Gebot Jesu der gegenseitigen Liebe miteinander zu erfahren sowie ihr wahres Selbst zu entdecken. Ich war tief beeindruckt vom Lebenszeugnis der verantwortlichen Begleiter im Haus. In der Einfachheit unseres Zusammenlebens, beim gemeinsamen Kochen, Spielen, ernsthaften und tiefen Gesprächen, erlebte ich mich zutiefst angenommen in allem, was ich bin, mit all meinen Talenten wie auch den Schwächen und so sehr geliebt, dass das Wort aus dem Johannesbrief ‚Gott ist Liebe‘ spürbare Realität wurde. Das Zusammenleben im Wort Gottes hat mich verstehen lassen, dass mein tiefster Wunsch, der meinem Leben Sinn und Glück gibt, darin besteht, selbst Liebe zu sein, und jedem Menschen, dem ich begegne, Liebe und Licht weiter zu schenken. Und ‚wie und wo?‘, habe ich mich gefragt und schließlich die Gnade erlebt, die Stimme Gottes in mir zu hören, der mir ganz laut und deutlich bestätigte: ‚Ja, ein Gott geweihtes Leben als Fokolar, das ist mein Weg, Liebe zu sein.‘

Wechselseitige Bereicherung

Der Theologe Christoph Theobald beschreibt eine Berufung als ein beständiges „Hören, wer ich sein kann“. So entwickelt sich die Berufung eines Menschen in der kontinuierlichen Suche nach den Spuren Gottes in seinem persönlichen Leben, im Leben der anderen und im Leben der Welt.² Dies scheint die Erfahrung von OMW zu charakterisieren, vereinfacht gesagt: Im Miteinander von Achtsamkeit, tiefer Verbundenheit, Präsenz, Echtheit und Transparenz in den Beziehungen, erlebe ich wunderbare Ressourcen in den anderen und mir selbst, lassen sich Gottes Schätze heben und erschließen sich persönliche Lebenswege mit und durch den anderen. Wir gehen – erfahrene Fokolare und Jugendliche miteinander – einen spannenden Weg, der uns wechselseitig bereichert. OMW, ein gemeinsames Experiment, bei dem Gott sich Bahn brechen möchte. ■

Kurzfassung

Ralf Figgner, Fokolar aus Bratislava, stellt in seinem Beitrag das Projekt OnMyWay vor, in dem Jugendliche aus ganz Europa eine Erfahrung von Gemeinschaft, geprägt von der Spiritualität der Fokolar-Bewegung, erleben können. Drei gestandene Fokolare und sechs Jugendliche beteiligten sich im letzten Jahr an diesem Projekt und berichten in diesem Beitrag

² Vgl. C. Theobald, Hören, wer ich sein kann (Ostfildern 2018), S. 190.

aus ihrer jeweiligen Perspektive. Beeindruckend ist die gegenseitige Bereicherung der unterschiedlichen Nationen und Generationen: die Älteren profitieren von der Radikalität der Jüngeren und die Jüngeren von der Erfahrung der Älteren. Egal, ob jemand in OnMyWay die Berufung seines Lebens entdeckt oder gestärkt auf einem anderen Weg weitergeht – es ist eine Erfahrung der Reifung und tiefer Gemeinschaft in Gott. Figgener bringt die Wiener Erfahrung auf den Punkt, wenn er schreibt: „Im Miteinander von Achtsamkeit, tiefer Verbundenheit, Präsenz, Echtheit und Transparenz in den Beziehungen, erlebe ich wunderbare Ressourcen in den anderen und mir selbst, lassen sich Gottes Schätze heben und erschließen sich persönliche Lebenswege mit und durch den anderen.“

„Höre, Tochter, sieh her und neige dein Ohr“

_ULRIKE ZACHHUBER

Dr. Ulrike Zachhuber arbeitet als Psychiaterin und das Zuhören gehört existenziell zu ihrem Beruf. Als ihr eines Tages ein Ohr „zufiel“, lernte sie danach in ganz neuer Weise, auf Gott zu hören.

Ich bin von Beruf Ärztin, Psychiaterin und das Hören, Zuhören, Hinhören macht einen Großteil meiner beruflichen Kernaufgaben aus. Es ist faszinierend, was ich im Laufe der letzten Jahre alles zu hören bekommen habe. Viele Lebensgeschichten, Befindlichkeiten, Tragödien. Oft war es beeindruckend, unglaublich, berührend, aber auch teilweise sehr belastend. Zum „Werkzeug“ einer Psychiaterin zählt ganz wesentlich das Ohr!

Seit vielen Jahren lebe ich im Fokolar. Chiara Lubich hat auch mir „das Hören auf die innere Stimme“ nähergebracht und ich habe es als eine faszinierende Haltung für mein Leben entdeckt. „Auf den heiligen Geist hören“. Dazu fallen mir zentrale Episoden meines Lebens ein, in denen ich erfahren habe, dass es möglich ist „die innere Stimme in mir“

wahrzunehmen, sie zu hören, dass „es funktioniert“. Öfters habe ich dadurch eine tiefe Freude und Dankbarkeit erlebt, „geführt“ zu sein.

Ich erinnere mich an einen Freitag an meinem Arbeitsplatz, einer psychosozialen Beratungsstelle. Es war der letzte Klient vor dem Heimgehen, vor dem Wochenende. Wir standen schon und hatten uns ja eigentlich bereits verabschiedet, doch es fiel ihm immer wieder noch etwas ein. Ich spürte, wie ich unruhig wurde und mir überlegte, wie ich das Gespräch zu Ende bringe. Da empfand ich plötzlich einen starken Druck in meinem rechten Ohr; wie im Flugzeug, wenn einem „das Ohr zufällt“.

Von der Arbeit fuhr ich direkt „ins Wochenende“ in ein anderes Bundesland Österreichs, um dort die Tage mit Familien, Kindern, etc. zu verbringen. Zunächst nahm ich die Veränderung an meinem rechten Ohr nur kurz wahr, doch dann begann es, unangenehm zu werden. Mein Hören war irgendwie einseitig, beeinträchtigt und daran veränderte sich auch nichts.

Am Montag, zurück in der Arbeit, wurde die Beeinträchtigung durch das „zugefallene Ohr“ im Gespräch mit meinen Klient*innen zunehmend unangenehm und belastend. In der Mittagspause rief ich einen HNO-Kollegen in der Nachbarschaft an und bat ihn, mich kurz zu untersuchen. Nach dem Hörtest sagte er zu mir: „Sie haben einen massiven Hörsturz. Sie gehören sofort ins Krankenhaus.“ Eine ganze Woche verbrachte ich dort und wurde nach allen Regeln der Kunst durchuntersucht. Was hatte zu diesem Hörsturz geführt? Was war der Grund?

Bleibt mir diese Beeinträchtigung? Das Wichtigste war „Ruhe geben“.

Das kam mir gar nicht so ungelegen, denn immer wieder hatte ich in den Jahren zuvor den Impuls, den Wunsch nach Ruhe, „ruhig zu werden“, „in die Stille zu gehen“. Jetzt hatte ich sozusagen den Auftrag dazu. Ich ging viel spazieren, lag in meinem Krankbett, dachte nach, versuchte mit diesem „zugefallenen Ohr“ in Kontakt zu kommen und auch die Zeit und Ruhe zu nützen, um ganz bewusst „hinzuhören“ auf jene innere Stimme. Will mir Gott vielleicht durch diesen Umstand, durch diesen Zustand, etwas sagen? Mir fiel Verschiedenstes ein: z.B.: Das Ohr ist voll; es hat zugemacht. Vielleicht habe ich genug gehört? Vielleicht reicht es? Und es ist etwas Neues dran in meinem Leben? Ich habe zwei Ohren, eines für das Hören nach außen, eines für das Hören nach innen. Habe ich zu wenig auf mich, auf meinen Körper gehört, dass er mir so deutlich, durch einen massiven Hörsturz, vermittelt hat: Es reicht?

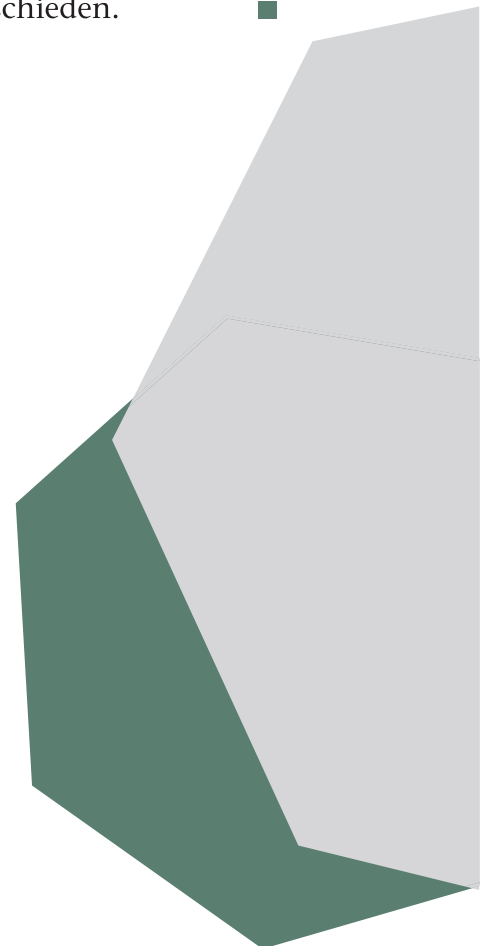
Es war Advent. Ich ging in die Klinikkapelle zum Gottesdienst. Die Lesungen waren sehr schön und plötzlich, der Psalm 45: „Höre Tochter, sieh her und neige dein Ohr“. Selten habe ich mich von Gott so persönlich angesprochen gefühlt. Er sagte es zu mir! Neige dein Ohr! Neige dein Ohr mir zu. Gott zeigt sich oft ganz unmissverständlich, macht sich klar und deutlich bemerkbar. Ich war glücklich, berührt und dankbar über dieses so persönliche Angesprochen-sein und voll motiviert, mein rechtes Ohr ganz neu IHM zur Verfügung zu stellen.

Voriges Jahr habe ich diesen Vorsatz

auf eine für mich ganz neue Art und Weise ganz konkret umgesetzt und mich für zehn Tage Schweigeexerzitien angemeldet. Einige meiner Freund*innen schmunzelten, denn sie kennen mich als redefreudigen, lauten Menschen. Ob ich das schaffe? Es war die beste Entscheidung! Ich hätte es noch länger als zehn Tage „ausgehalten“. Doch es war kein Aushalten, es war eine „Reise“. Eine zehntägige Reise, in der ich angeleitet wurde, ganz bewusst wahrzunehmen. Die Natur, mich selbst, meinen Atem, das Essen, das Beten, die Stille. Vor allem war es für mich eine neue Entdeckung, was beten heißen kann. Ich war es gewohnt, mich „an Gott zu wenden“. D. h. ich habe Gebete gesprochen, Anliegen vorgebracht, Menschen, Situationen, etc. anvertraut. In diesen Tagen des stundenlangen Verweilens in der Kapelle, vor Gott, kam es zu einer neuen „Richtung“ im Gebet, zu einer für mich „neuen Bewegung“. Und zwar nicht so sehr von mir ausgehend, die ich mich an Gott wende, sondern ich empfang zunehmend das, was Gott mir sagen möchte, was ER mich verstehen lassen will. Es wurde mehr und mehr zu einem Gespräch, in dem ich auch Jesus Fragen stellte und mir durch die Stille, die Zeit, die ich mir für das Hinhören nahm, Erkenntnisse geschenkt wurden, Zusammenhänge aufgingen, die mich mit einer tiefen Freude und Dankbarkeit erfüllten.

Mein rechtes Ohr nehme ich seit dem Hörsturz immer wieder stärker wahr. Natürlich bin ich auch auf eine gewisse Art und Weise sensibilisiert. Wenn sich etwas in den Ohren tut, geht meine Aufmerksamkeit sofort in diese Rich-

tung. Auch in der langen Zeit der Stille, während der Schweigeexerzitien, nahm ich diese Stelle in meinem Körper noch deutlicher wahr. Fast wie eine Narbe, die mich an etwas erinnert. Manchmal spüre ich, wie sich ein gewisser Druck in meinem rechten Ohr aufbaut. Das ist für mich ein Zeichen, dass es eventuell zu viel ist, was ich gerade so „um die Ohren habe“. Dann versuche ich mir das bewusst zu machen, es mir zu vergegenwärtigen und auch womöglich darauf zu reagieren. Ach ja, nach der Woche im Krankenhaus mit vielen Therapien, Anwendungen, Zeit, Aufmerksamkeit für diesen Zustand, hatte ich eine Abschlusskontrolle und der Hörtest fiel gut aus. „Sie sind ein Glückskind“, sagte die Ärztin beim Verabschieden. ■



Mein Gott ist fürsorglich, barmherzig und verzeihend

_ DURMUŞ GAMSIZ

Durmuş Gamsız stammt aus Vorarlberg und lebt mit seiner Familie in Tirol/Österreich. Dort arbeitet der muslimische Religionspädagoge und Theologe als Lehrer. In seinem Beitrag gibt er einen Einblick in seine persönliche Vorstellung von Gott.

Angeregt von dem göttlichen Namen ær-Rabb finde ich mich immer wieder in Gedanken, in denen ich über die Fürsorglichkeit reflektiere. Dabei geschieht es, dass ich Verbindungen entdecke, ja sogar rote Fäden nachziehe zwischen Gott und allem anderen. Ich spanne Bänder von dem Einen, der gemäß dem angeführten Namen ja auch ein Erhalter, ein Erzieher ist, zu den Dingen, die in irgendeiner Weise versorgt werden müssen. Diese Verbindungen sind solche, die vertikal gezogen sind. Auf diesen roten Fäden und Bändern erscheinen dann auch horizontale Verbindungen, welche auf meinem geistigen Webstuhl die Beziehungen zwischen den Menschen, aber nicht nur zwischen diesen, sondern auch darüber hinaus darstellen. Endlich kommen dann auch Bilder, wie der mütterliche Schoß, die geebnete Erde, das bereitgestellte Lager oder die wohlbehütete Wiege wieder, die im Qur‘ān¹, in der göttlichen Rede veranschaulicht werden und zur Einsicht verhelfen wollen. „Mein Gott, Du versorgst und erhältst. Dafür gebührt Dir Lob und Dank. Du versorgst und kümmerst Dich um alles. Dinge sind da,

1 Arabisch: Koran.

die erblickt werden können. Dinge sind da, mit denen das Erblickte verglichen werden kann.“

Situationen der Missgunst, der Bosheit und der Ignoranz, die zwar nichts Neues, durch die Medien aber präsenter als je zuvor sind, weisen auch in unseren Zeiten auf Vernachlässigung. Vernachlässigt heißt aber nicht zur Gänze aufgeben. Vernachlässigt werden Beziehungen, wenn überhaupt, nur von menschlicher Seite her. Von Seiten Gottes findet die fürsorgliche Erhaltung ununterbrochen statt. Dem Qur‘ān entnehmen wir, dass ein Teil von uns Menschen bereits vor der weltlichen Erschaffung existierte und dass wir eine Unterhaltung mit Gott hatten. In dieser Begegnung mit Gott will er uns gefragt haben: „Bin Ich nicht euer Erhalter bzw. euer Erzieher?“ Unsere Antwort, die außerhalb unserer bewussten Wahrnehmung liegt, wird in der Rede Gottes als von uns positiv bestätigt wiedergegeben. So sind nicht nur wir mit Ihm einen Bund eingegangen, sondern Gott hat auch mit uns Menschen einen Bund geschlossen. In Treue zu seinem Bund erhält und versorgt er somit nicht nur die Menschen, sondern auch alles andere, dem die Menschen begegnen, auch dann, wenn manche sich von Ihm abwenden, auch dann, wenn Menschen untereinander sich nicht mehr versöhnen und selbst dann, wenn sie sich den göttlichen Gaben gegenüber nicht öffnen. Gott lässt den Menschen dennoch seine Gaben zukommen, auch wenn sie ihn ignorieren oder sich von ihm abwenden.

Dass Gott sich um den Menschen auch dann kümmert, wenn dieser sich von ihm abwendet, resultiert auch aus

Seinem Namen ær-Rahmān, was auf Deutsch mit „der Barmherzige“ übersetzt werden kann. Diese Barmherzigkeit und das daraus resultierende Mitgefühl haben muslimische Gelehrte in der Geschichte des Ehrwürdigen Josef entdeckt. Dass der Ehrwürdige Jakob nach der Trennung von seinem Sohn in Kummer und Gram fiel, war das Ergebnis seiner elterlichen Barmherzigkeit. Ein Vater, der sich um seinen Sohn, später sogar um seine Söhne Sorgen macht. Seitdem ich Vater bin, verspüre auch ich dieses elterliche Mitgefühl. Auch wenn meine mir Anvertrauten an meiner Geduld zehren, sie sich manchmal von mir abwenden, sind sie es, um die ich mich kümmere bzw. Sorge. Eltern tragen ihren Kindern gegenüber die Verantwortung, sie müssen sie so gut wie nur möglich erhalten, sie aufziehen und erziehen. Die Barmherzigkeit Gottes ist somit einer der weiteren roten Fäden, die ich auf meinem geistigen Webstuhl spanne, um damit mein Verständnis über Gott zu erklären versuchen. Mir scheint, dass, auch wenn diese zwei Namen zusammengehören, die Barmherzigkeit die vorrangige ist. Gott fühlt mit uns Menschen, er sorgt und kümmert sich um uns. Wie kann sich Gott vom Menschen abwenden, wenn schon ein Mensch sich von seinem ihm Anvertrauten nicht abwenden kann.

Aus der Geschichte des Ehrwürdigen Josef ist auch zu entnehmen, dass den Brüdern Josefs keine Vorwürfe gemacht wurden und dass für sie um Vergebung bei Gott gebeten wurde. Beide, sowohl Vater und Sohn waren bereit, den Verursachern jahrelanger Trennung zu vergeben. Um wieviel mehr wird wohl Gott bereit zum Verzeihen sein? ■

„Ich glaube an die Liebe Gottes“

Elisabeth Reusser ist reformierte Christin in der Schweiz und lebt in einer Fokolar-Gemeinschaft. Über 40 Jahre lang hat sie bis zu ihrer Pensionierung als Lehrerin gearbeitet. Sie erzählt in ihrem Beitrag, wie sie bereits als Kind Gott gesucht und ihn im Laufe des Lebens immer tiefer erfahren hat.

Diese Aufforderung lässt mich innehalten: vielfältige Bilder, Ereignisse, Situationen tauchen vor meinem inneren Auge auf. Alle enthalten etwas von „meinem Gott“, wie ich „ihn“ erzählt bekommen habe in der Sonntagsschule, erlebt habe in der Natur bei der Arbeit auf dem Feld und in unzähligen Begegnungen mit anderen Menschen.

Ich versuche „mit ein paar Pinselstrichen“ ein Bild zu skizzieren von meinem Gott, der mich begleitet hat und auch noch heute begleitet: Auf den Spaziergängen mit meiner Familie lernte ich zu staunen, ob der Vielfalt der Pflanzen und unscheinbarsten Tiere. Ich glaube, das waren erste Intuitionen: zu entdecken, dass Gott größer ist als alles und zugleich liebevoll das kleinste Lebewesen erschaffen hat. So konnte ich schon als Vierjährige zu meinem Vater, der Bauer war, sagen, obwohl mir vor den Schnecken ekelte: Die Schnecken sind auch liebenswert, nicht wahr? Und mein Vater bestätigte dies.

_ELISABETH REUSSER

Evangelisationsveranstaltungen in der Nachbarschaft für Kinder, die ich trotz der Einwände meiner Mutter besuchte, ließen mich eine erste bewusste Beziehung mit Jesus beginnen. Als Teenager las ich täglich in der Bibel und viele Verse über die Liebe Gottes wurden mir lieb. Ich habe den Eindruck, unsere Eltern vermittelten mir „ihren Glauben – ihren Gott“ durch ihr Leben. Weihnachten wurde immer mit einsamen Menschen gefeiert. Öfters fragte meine Mutter meine Geschwister und mich, ob wir bereit wären, bei einer Kranken kochen zu gehen oder jemanden zu besuchen. Wir machten dies gerne. Einmal wurde mein Vater von einem Viehhändler vor Gericht verklagt, weil er sich in einen Handel eingemischt hatte, um einem Bergbauern zu einem gerechten Preis für sein Kalb zu verhelfen. Auch wenn mein Vater wenig über seinen Glauben sprach, verstand ich, dass es als Christ galt, ernst zu machen mit der Nächstenliebe. Ich erinnere mich noch gut, wie wir Kinder mit ihm an der

Demonstration gegen den Einmarsch der Russen in Prag teilnahmen. Mir wurde klar, dass wir Mitverantwortung tragen für das, was auf unserer Welt passiert.

Während des Konfirmandenunterrichts lasen wir die Apostelgeschichte, und ich war innerlich berührt und fasziniert von den ersten Christen, die „ein Herz und eine Seele“ waren und alles teilten. Mir schien dies der Lösungsansatz zu sein, um die Diskrepanz zwischen Arm und Reich, unter der ich litt, anzugehen. Ich musste feststellen, dass unsere Gesellschaft nach anderen Maßstäben lebte als die ersten Christen. Im Blick auf meinen Glauben begann eine herausfordernde Zeit. Ich zweifelte daran, dass das Leben der ersten Christen heute konkret lebbar sei. Äußerlich engagierte ich mich in vielen Projekten, innerlich wurde ich immer desillusionierter und verzweifelter. Eine existenzielle Suche begann. Ich lebte das Ostertreffen in Taizé mit, traf mich wöchentlich mit anderen Studenten, um 6.00 Uhr morgens mit einem jungen

reformierten und einem katholischen Pfarrer Abendmahl zu feiern. Alles Momente, von denen meine Seele lebte.

Schlussendlich gelangte ich in den Ferien per Autostop in die Siedlung Loppiano. Einen Tag verbrachte ich mit den jungen Fokolarinnen und Fokolaren, innerlich spürte ich, dass ich „das Leben der ersten Christen“ gefunden hatte. Gott, mit dem ich durch das Gebet, das Lesen des Evangeliums und den Gottesdienst verbunden war, entdeckte ich nun in eindrücklicher Weise unter uns: „Wo zwei oder drei in meinem Namen beisammen sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ (Vgl. Mt 18,20) – Da ereignete und ereignet sich für mich „Kirche“.

Seit mehr als 45 Jahren ist „Jesus in unserer Mitte“ mein Gott, für den und mit dem ich lebe.

Was mir in den schwierigsten Momenten meines Lebens, im Fokolar, wie auch im Beruf als Lehrerin Kraft gegeben hat, war, nicht aufzugeben, war und ist der Gedanke an Jesus in seiner Verlassenheit am Kreuz. In dem Gott, der bis zum Letzten alles mit uns geteilt hat, fand ich die Liebe, die größer ist als alles andere.

An eine Begebenheit werde ich mich immer erinnern. Ich hatte die Fokolargemeinschaft gewechselt und kam danach in eine Art Burnout. Ernüchtert und verzweifelt wandte ich mich an eine Fokolarin und sagte ihr, dass ich die Gemeinschaft verlassen möchte und ich für dieses Leben nicht geeignet sei. Sie machte mir Mut, trotz meiner verzweifelten Situation an die Liebe Gottes zu glauben. Ihre Liebe schenkte mir eine neue Gewissheit – wenn auch unsicher – aussprechen zu können: „Ich glaube

an die Liebe Gottes.“ In dem Moment geschah in mir ein neuer Anfang. Ermutigt machte ich mich wieder auf den Weg.

Ja, was auch Chiara Lubich als Grundlage ihres Lebens erkannt hatte, begann in mir zu einer tiefen Gewissheit zu werden: Unendlich von Gott geliebt zu sein, unabhängig wie und wer ich bin. Vor einem Jahr konnte ich, um nach Jahren intensiven Lebens innerlich zur Ruhe zu kommen, eine Auszeit nehmen. Und da machte ich mit „meinem Gott, der mich und uns alle so unendlich liebt“, lange Wanderungen in der Natur.

Auch heute sind die morgendlichen Gänge durch den Wald wesentliche Momente, um mit IHM zu verweilen, meine Beziehung zu IHM zu vertiefen und in der Fürbitte Menschen von nah und fern IHM anzuvertrauen. ■

Eine einfache Frage und eine komplexe Antwort

— MARIE-LUISE FISCHER

Die evangelische Theologin Marie-Luise Fischer aus Plochingen war im Lauf ihres Lebens als Pfarrerin, Lehrerin und Schuldekanin tätig. Mittlerweile ist sie im Ruhestand. In ihrem Beitrag spricht sie über ihre Beziehung mit Gott, den sie in verschiedenen Bereichen ihres Lebens erfahren hat.

Ich war irritiert. Auf die Frage, in welchem Auftrag er das Volk Israel aus Ägypten führen solle, erhielt Mose die Antwort: „Ich werde sein, der ich sein werde“ (Ex 3,14). Der Sinn von Gottes Selbstvorstellung erschloss sich mir erst im Verlauf meines Lebens: Weder Begriffe noch philosophische oder theologische Systeme oder Metaphern vermögen Gottes Wirklichkeit zu fassen. ER bleibt unverfügbar, fremd, missverständlich, provozierend und will man von Gott reden, weil es nun mal die Aufgabe ist, dann sich auf seine Werke, wie sie uns überliefert sind und die ER täglich aktualisiert (Martin Luther).

In drei Beispielen möchte ich darüber unter den Aspekten reden: Kirche, Leben, schmerzvolle Ereignisse.

Kirche

Sonntags gingen wir in den Gottesdienst. Unser Platz war neben dem Ofen, der im Winter eine wohlige Wärme ausstrahlte und eine Atmosphäre der Geborgenheit in das Kirchenschiff zauberte. Gemeinsam sangen und beteten wir, hörten

auf die biblischen Lesungen und alle verfolgten aufmerksam die Predigt. Fast alle, denn vieles verstand ich nicht. Da tröstete ich mich mit dem Gedanken, dass ich wohl noch manches lernen und vor allem wachsen müsse. Zum anderen nahmen mich die Geräusche und Gerüche in Beschlag. Der Geruch der Mottenkugeln verriet, dass hier jemand seinen Sonntagsstaat angelegt hatte; der Stallgeruch, dass diese Personen bereits die Tiere versorgt hatten. Das Schniefen und Husten, dass mancher mit einer Erkältung rang und der Schnarcher, dass jemand zur Ruhe kam. Die gottesdienstliche Feier war voller Überraschungen. Jeder war willkommen und jeder fand seinen Platz.

Dieses spannende Leben setzte sich im Alltag fort: In der Erntezeit half ich ebenso wie beim Brotbacken, weil Oma mit ihren gichtigen Händen den Teig nicht mehr kneten konnte. Einer Freundin stand ich mit einer Flunkerei bei, was mir den Rüffel meiner Mutter einbrachte. Dorf, Wald und Wiesen waren unser Spielplatz und weil ich abends mit zerzausten Haaren nach Hause kam und somit wenig mädchenhaft aussah, wanderte meine Oma mit mir zum Frisör ins nächste Dorf, um das leidige Problem präventiv zu lösen: Wo es keine langen Haare gab, konnten sie auch nicht zerzausen.

Es war gerade dieser selbstverständliche Wochenrhythmus, der nicht nur mir, sondern der ganzen Familie Halt gab, auch dann als wir in eine entfernte, uns sehr fremde Stadt zogen. Der sonntägliche Gottesdienst knüpfte an das Vertraute des Bisherigen an und zeigte, dass das Leben schön ist und voller Entdeckungen steckt.¹

Leben

Ich studierte also Theologie. Bei einem Verkehrsunfall sah ich mich auf der Straße liegen, umringt von Rettungskräften und Familie. „So leicht ist also sterben“ und im gleichen Augenblick fand ich mich in einem riesigen, ausgefüllten Raum wieder. Eine ruhige, freundliche und ermunternde Stimme forderte mich auf zu sprechen. Ich kam in Verlegenheit und wollte nur noch weg. Weil die Füße festgenagelt schienen, stotterte ich schließlich: „Ich kenne Jesus Christus“. Traurig klang die Entgegnung: „Das ist wenig“. Als ich wieder zu Bewusstsein kam, fühlte ich mich ins Leben gestoßen und mir wurde klar, dass das Wiederholen von Formeln, Bekenntnissen und dogmatischen Sätzen nicht ausreichte. Sie müssen mit Leben gefüllt werden. Fortan bedeutete für mich Theologie im Dienste des Lebens zu stehen: Oder mit Karl Barth formuliert: in der einen Hand die Bibel, in der anderen die Zeitung, verbunden im gegenseitigen Frage- und Antwortspiel. Die gesellschaftlichen und weltpolitischen Entwicklungen boten ausreichend Material für den Diskurs und entsprechendes Handeln. Ich war auf der Suche nach Gesprächspartnern oder Gruppen, die das Engagement nicht scheuten.

Schmerzvolle Ereignisse – nur eine Episode

Ich saß über den Vorbereitungen zu den Passionsandachten. Ich war blockiert. Mit voller Wucht holte mich das familiäre Zerwürfnis ein, das ich längst überwunden glaubte. Jetzt schien ich an dem Punkt angelangt zu sein, vor dem ich mich immer gefürchtet hatte: Auf der Kanzel zu stehen und intellektuelle Richtigkeiten zu sagen, obwohl Herz und Verstand ein ganz andere Lied san-

¹ Vgl. Universum-Film: Das Leben ist schön, von Roberto Benigni, 1999.

gen. In dieser innersten Not, die mich zerriss, las ich wieder und wieder die vorgeschlagenen Predigttexte, bis mich Jesu Bitte aus der Agonie riss. In seine Worte „Vater, vergib ihnen. Denn sie wissen nicht, was sie tun“ (Lk 23,34), konnte ich mich fallen lassen. ER hatte die Bitte an den Vater gerichtet, die nun zu meiner werden konnte, sodass wir sie gemeinsam aussprachen. Plötzlich war ich mir sicher, dass ER die Situation schon längst bereinigt hatte und mir einen neuen Zugang zu der Person verschaffte. Nicht nur sie sah ich mit anderen Augen, sondern auch meinen eigenen Anteil an dem Dilemma. Vor allem war mir die Illusion genommen, dass jeder Konflikt auch menschlich-vernünftig gelöst werden könne oder durch präventive Maßnahmen verhindert. Die Einsicht war ein erster Schritt aus der Selbstbezogenheit. Die konkrete Umsetzung in jeder Begegnung war und ist bis heute eine Herausforderung.

„Schmerzen sind die Weltreisen der kleinen Leute!“ möchte ich André Gide in abgewandelter Weise zitieren. Sie erschließen Horizonte, weiten den Blick auf das Umfeld, auf die gegenseitige Bezogen- und Verflochtenheit und darüber hinaus richten sie den Blick auf den, von dem der Evangelist Johannes überliefert, dass ER seinen Sohn in die Welt sandte, weil ER sie liebt: „Denn so sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen einzigen Sohn für sie hingab. Jeder, der an ihn glaubt, soll nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben“ (Joh 3,16).

Zusammenfassung

Von meinem Gott sollte ich erzählen, persönlich. Also von dem, der von sich sagt: „Ich werde sein, der ich sein werde“. Der „Ich-werde-sein“ zeigte mir die grundlegende Weite und Dynamik der Kirche, in der er mich dauerhaft beheimatete und den Blick auf die Welt schärfte. Beide standen im Dialog miteinander und forderten zu immer neuen Entdeckungen heraus. Der „Ich-werde-sein“ stieß mich ins Leben hinein, das mehr ist als die Wiederholung von Bewährtem und das sich in der Auseinandersetzung in und mit der Welt abspielt. Der „Ich-werde-sein“ bewahrte mich in schmerzlichen Begebenheiten, wies mir andere Horizonte auf, in denen seine unfassliche Liebe zur Welt für mich am deutlichsten aufleuchtet und immer wieder anders. Ist es auch eine begrenzte und bescheidene Sicht, so lässt sie ahnen, was Gott in meinem Leben wirkte. ■

_PETER KLASVOGT

Kirche neu erfinden – Lebendiger Organismus. Lernende Organisation

Bonifatius-Verlag, Paderborn 2021

„So mag die Kirche aus einer trinitätstheologischen Selbstvergewisserung heraus ihre Berufung und Sendung (wieder-) finden, ihren Lebensstil der Einheit und der prophetischen Kraft, sich für die Vision einer geeinten Menschheit einzusetzen.“ Einladung zu einem Reset!

Im 2021 publizierten Buch „Kirche neu erfinden. Lebendiger Organismus. Lernende Organisation“ (Bonifatius-Verlag, Paderborn) übersetzt Peter Klasvogt höchst gelungen das Konzept der Organisationsentwicklung des US-Amerikaners Frederic Laloux in den pastoralen Kontext und die theologische Debatte der katholischen Kirche in Deutschland.

Klasvogt nimmt die Lesenden in drei Schritten mit auf eine spannende Reise:

Im ersten Teil „Evolutionäres Denken. Integrale Perspektiven“ legt er in fünf Kapiteln die Grundlagen lernender Organisationen als lebendige Organismen (I). Nach einem Blick auf „Evolution als Lebensprinzip“ (II) stellt er „unterschiedliche Organisationsmodelle“ von der

Tradition bis zur Postmoderne vor (III). „Evolutionäre Organisationen“ (IV) bieten die Chance auf eine neue Weltsicht, die auch traditionellen Organisationen, wie der Kirche, neue Entwicklungspotentiale (V) eröffnen.

Im zweiten Teil „Sakramentale Kirche. Säkulare Gestalt“ zeigt er zu Beginn die Doppelgestalt der Kirche als „Mysterium und Societas“ als organisatorischen Sonderfall auf. Und arbeitet aus dem Verlauf der Kirchengeschichte konkrete Strukturelemente der Leitung und des Handelns auf. Er charakterisiert hierbei im zweiten Abschnitt „Erneuerung als Führungsaufgabe“. Prägnant greifbar und sprachlich besonders kurzweilig gelingt dies im Abschnitt über die „Franziskus-Formel“, in welcher die Grundprinzipien aus Evangelii Gaudium aufgegriffen werden.

Der große Wurf wird im dritten Teil entfaltet: „Kirche – evolutionär und lernbereit“. Nach einem Einführungsteil wirbt Klasvogt für die Selbstführung

aller (!) Getauften (I), für einen wachen Blick auf personale Ganzheit (II) – auch unter der Perspektive Kirche als Arbeitgeber – und für eine lebendige Sinnorientierung (III). Nach dem Plädoyer für Begegnungs- und Austauschprozesse in „evolutionären“ Organisationen (IV) resümiert der Autor unter „Kirche neu (er)finden – ein vermessen Unterfangen?“ (V), wie sich Kirche auf diese neue Gestalt hin entwickeln kann. So kommt er zur überzeugenden Perspektive, die da lautet: „Leben mit einer Verheißung: der geerdete Himmel.“

Wer Peter Klasvogts Biographie (und Bibliographie) kennt, weiß, dass hier kein Elfenbeinturm-Theoretiker schreibt, sondern ein erfahrener und reflektierter Praktiker. Der 1957 geborene Prälat und promovierte Theologe leitet mit dem Sozialinstitut Kommende in Dortmund und der Katholischen Akademie in Schwerte zwei angesehene Einrichtungen des Erzbistums Paderborn, die weit über den geografischen Raum hinauswirken. Sein

Anliegen ist immer neu, Kirche mit Wirtschaft und Politik in den sozialetischen Herausforderungen der gegenwärtigen Gesellschaft ins Gespräch zu bringen und dabei konkrete Projekte und Initiativen zu entwickeln. Für sein nationales und internationales Engagement wurde er mit vielen Auszeichnungen geehrt, u. a. 2017 mit dem Konstanzer Konzilspreis und 2020 mit dem Salzburger Dialogpreis.

Wer sich über den Titel „Kirche neu erfinden“ wundert und dabei um die mystische Gestalt der „ältesten und mitgliederstärksten Institution der Welt“ fürchtet, sei beruhigt: Peter Klasvogt greift schon im Einführungsteil und mehrfach im Verlauf diese Spannung auf und löst sie im Schlussteil (3.V) zukunftsweisend auf. Kirche muss sich neu erfinden und finden, um immer mehr „lebendiger Organismus und lernende Organisation“ zu sein! Im Rückgriff auf Klaus Hemmerles Trinitarische Ontologie entfaltet Klasvogt überzeugend Wesen und Bestimmung der Kirche, der sie nur

im Eintritt in das dreifaltige Spiel Gottes gerecht wird und sich darin beständig neu empfängt und findet.

Auch wer sich nicht zur Management-Ebene der Kirche zählt, wird zu spannenden Erkenntnissen kommen. Wer sich dazu in der Landschaft der Organisationsentwicklung einen Überblick verschaffen möchte, darf gerne schon vor Lektüre des Textes den Anhang mit zentralen Autoren und Konzepten der Organisationsentwicklung durchgehen.

In der Übertragung dieser Konzepte auf die Situation der katholischen Kirche in Deutschland sticht Klasvogts aktuelles Buch aus der Reihe der Publikationen zur Kirchenentwicklung heraus, weil er in pastoraler Breite und kirchengeschichtlicher Gründlichkeit mit seiner Analyse in innovativer Weise Wege der (Selbst-) Leitung und des Miteinanders aufzeigt und dabei das Wohl der Gesellschaft als Ganzes als kirchlichen Auftrag sieht. Dass die Kirche hier von aktuellen Organisationsentwicklern lernen will, ist in vielen Bistümern schon Praxis. Klasvogt gelingt eine inspirierende Assimilation des Laloux'schen Ansatzes, ohne die Kirche auf weltliche Organisationsstrukturen hin zu nivellieren. Das Grundbild des „lebendigen Organismus“, das in der

Kirche ja seit Beginn als „Leib Christi“ von Paulus her sprachlich präsent ist, wird lebensnah auf die gegenwärtigen Umbrüche hin übertragen. So bietet das Buch ganz nebenbei einen ermutigenden und kurzweiligen Refresher in Kirchengeschichte durch 2000 Jahre. ■

Dr. Tonja Deister (Psychotherapeutin, Supervisorin und Prozessmoderatorin)

—
—
b
—





Impressum

das prisma

Beiträge zu Pastoral,
Spiritualität & Theologie
ISSN 0935-9168

Herausgeber:

Die Priester, Diakone und Ordensleute
in der Fokolar-Bewegung aus Deutsch-
land, Österreich und der Schweiz
Verantwortlich:
Matthias Hembrock/Bocholt

Herausgeberkonferenz:

Dr. Tonja Deister/Weinheim
Marius Grath/Esslingen
Dr. Wilfried Hagemann/Bocholt
Ansgar Hawighorst/Hamburg
Marcellus Klaus/Erfurt
Prof. Dr. Franz Sedlmeier/Augsburg
Dr. Udo Stenz/Queidersbach
Dr. Stefan Ulz/Graz
Dr. Ulrike Zachhuber/Ottmaring
Paul Waldmüller OFM/ Marienthal

Redaktion:

Bernd Aretz (verantw. Redakteur)
prisma-aretz@gmx.de

Layout:

elfgenpick, 86156 Augsburg

das prisma Jahresabonnement:

EUR 16,-/CHF 22,-
(zwei Hefte im Jahr inkl.
Versandkosten)

das prisma erscheint im:

Verlag NEUE STADT
Münchener Str. 2
85667 Oberpfaffmarn
Telefon: +49 (0) 8093/2091
E-Mail: verlag@neuestadt.com
Verlag NEUE STADT
Heidengasse 5
CH-6340 Baar
Telefon: +41 (0) 44/4826011
E-Mail: verlag@neuestadt.ch